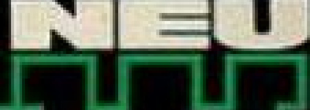
1,80 DM / Band 551
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-




BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Mörderische Drillinge

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150




# Mörderische Drillinge

## John Sinclair Nr. 551

### *von Jason Dark*

### *erschienen am 24.01.1989*

### *Titelbild von Vicente Segrelles*

Sinclair Crew

# Mörderische Drillinge

»Sie haben Böses vor, Mister, sehr Böses. Das spüre ich genau.« Die flüsternde und rauh klingende Stimme drang aus dem Dunkel, ungefähr dort, wo sich auch ein Gesicht hätte befinden können. Das zeigte sich erst später, als sich die schattenhafte Gestalt nach vorn beugte und nun ein heller Fleck in der grauen Dunkelheit erschien.

»Woher willst du das wissen?« fragte der Mann.

»Als Hellseherin weiß und spürt man es. Du bist zu mir gekommen, weil du etwas von mir wissen willst. Ich habe es gesehen. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

Der Mann starrte gegen die Kugel. Sie stand vor der Hellseherin auf einem Tisch und schimmerte in den Farben blau und rot. Beide gingen ineinander über, waren nicht streng über das Glas gemalt worden, sondern sehr weich und schmeichelnd.

Die Hellseherin selbst war kaum zu erkennen. Nur in Umrissen zeichnete sich ihre Gestalt hinter dem Tisch ab. Sie hielt sich bewußt im Dunkeln, möglicherweise auch nur bei diesem Kunden, den sie so sehr durchschaut hatte.

Ein Lachen klang der Frau entgegen. »Ich will mehr wissen. Hier ist Geld.« Ein Schein flatterte über den Tisch, blieb neben der Kugel liegen, ohne angerührt zu werden.

»Nein!«

»Du nimmst kein Geld?«

»Kein Blutgeld!«

»Jetzt hör aber auf! Das ist ehrlich erworbenes Geld. Rede weiter. Sag mir, was ich Böses im Sinn habe oder welch finstere Pläne ich noch ausführen werde.«

Es dauerte eine Weile, bis die Antwort aufklang. »Du würdest mich verfluchen. Du würdest durchdrehen, weil ich dann deine Pläne kenne. Nein, nimm das Geld und geh! Ich bitte dich darum. Geh weg von hier. Ich kann dich nicht mehr ertragen. Deine Gedanken, dein Fluidum, es ist einfach furchtbar. Du bist nur äußerlich ein Mensch, innerlich aber…«

»He, he, jetzt reicht es!« beschwerte sich der Kunde.

»Sorry, ist schon klar.«

Eine Pause entstand. Der Mann schabte über sein Gesicht. »Wenn ich es wüßte, könnte ich ja dagegen ankämpfen und das Böse unterdrücken, verstehst du?«

»Ja, natürlich.«

»Dann fang an. Schau in deine Kugel, erkläre mir mein Schicksal. Ich will es wissen.«

Aus der Düsternis erklang ein schweres Seufzen. »Du machst es mir nicht leicht.«

»Jeder von uns muß sein Geld schwer verdienen, auch du. Wenn du schon als Hellseherin arbeitest, solltest du die Wünsche deiner Kunden auch befriedigen.«

»Aber das Böse kann gefährlich sein«, wandte sie ein.

Der Kunde winkte ab. »Quatsch! Das Leben ist allgemein sehr gefährlich. Da ist das Böse nur ein Teilstück. Und überhaupt – was verstehst du unter dem Bösen?«

»Es gibt vieles, was man nicht tun sollte. Grausamkeiten anderen gegenüber oder sich mit finsteren Magien zu beschäftigen…«

»Das auch?«

»Ja, gerade das.«

Der Kunde lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er bestand aus Rattan. Die Rückenlehne knarrte, als sie den Druck des Körpers spürte. »Ich bin ganz Ohr, du kannst mir alles erzählen, was du in deiner Kugel siehst. Aber fang endlich an.«

Wieder folgte ein schwerer Seufzer. Dann erschienen die Hände.

Gespenstisch tauchten sie aus der Dunkelheit auf, als die Hellseherin ihre Arme der Kugel entgegenschob.

Der Mann schaute auf die langen Finger. Er war fasziniert davon.

So sahen Frauenhände eigentlich nicht aus. Diese Person besaß unverhältnismäßig lange Finger, sehr knochig und mit ebenfalls langen, glatten Nägeln bedeckt. Zu glatt, um echt sein zu können. Diese Nägel hatte sich die Hellseherin bestimmt aufgeklebt.

Als sie die Kugel umfaßte, sah es so aus, als würde sie den Gegenstand streicheln.

Unter dem runden Tisch breitete sich ein Lichtschein aus. Nicht sehr stark, weil die geschwärzte Platte einen Großteil des Lichts absorbierte, so daß der Schein eine mehr graue Farbe bekommen hatte, von der allerdings die Kugel deutlich abstach.

Der Kunde hielt den Atem an. Dafür hörte er, wie die Hellseherin Luft holte. Und sie atmete sehr intensiv, wie jemand, der schläft und dabei von schweren Alpträumen geplagt wird.

Der Mann wartete ab. Noch sagte die Hellseherin nichts. Er versuchte ebenfalls, in die Kugel zu schauen, um erkennen zu können, was sich dort tat, aber da war nichts. Das Innere blieb ruhig. Kein Bild zeichnete sich dort ab.

Minuten vergingen. Auch von außen drang kein Lärm in die Holzbude der Hellseherin. Sie gehörte zu den Menschen, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zogen, ihre Bretterbuden aufbauten und den Menschen versprachen, in die Zukunft zu schauen. Wenn sie arbeitete, mußte sie Ruhe haben, deshalb stand sie stets an den Rändern des Jahrmarkts, der um diese Zeit allmählich abklang, denn Mitternacht war schon vorbei. Der letzte Kunde saß in dem kleinen Raum.

Die Luft war stickig. Nur ein kleines Fenster ließ Sauerstoff herein – wenn es offenstand. Es war geschlossen. Nach Parfüm und Staub roch es. Die langen Vorhänge reichten bis zum Boden und bildeten hinter der Hellseherin einen Halbkreis.

Sie nannte sich Madame Luna, ein Name, der zu dem Job paßte.

»Siehst du noch immer nichts?« hauchte der Kunde.

»Doch, es tut sich etwas.«

»Und was?«

»Es ist noch unscharf.«

Der Mann lachte. »Sorry, aber in der Kugel kann ich nichts erkennen. Tut mir leid.«

»Ich sehe, nicht du!«

»Dann rück mal raus damit.« Der Mann schlug die Beine übereinander. Er gab sich lässig, obwohl er innerlich stark angespannt war, denn die Frau hatte mit ihrer Prognose gar nicht mal so unrecht…

Madame Luna betonte jedes Wort, das sie ihrem Kunden sagte, und sie redete dabei langsam. »Es ist ein Schatten, der in deiner Nähe lauert. Groß, dunkel, schwarz – und böse. Ja, der Schatten ist böse. Er ist sehr, sehr gefährlich. Er steht hinter dir wie ein Mahnmal, er wird dich erdrücken, glaub mir.«

»Weiter… weiter …«

»Willst du wirklich mehr hören?«

»Klar.«

»Er ist aus einer grausamen Tiefe gekommen. Er hat es nicht mehr ausgehalten, du mußt ihn geweckt haben. Er… er ist nicht von hier. Er kommt aus einem anderen Reich … vielleicht.« Die Stimme versiegte. Wahrscheinlich war der Druck zu groß, den die Person spürte.

Der Kunde hatte bei den Worten tatsächlich feuchte Hände bekommen. Auch der Ausdruck seines Gesichts hatte sich verändert.

Die Haut spannte sich straff von der Stirn bis hin zum Kinn. Die Lippen lagen als schmale Striche aufeinander, nur die Haut an den Wangen zuckte. »Ich verstehe dich nicht, Madame Luna…«

»Doch, du mußt mich verstehen. Dieser Schatten hat mit dir zu tun. Vielleicht ist er sogar deine Seele, mein Freund. Ich habe dir gesagt, daß du Böses vorhast. Zuerst war es bei mir nur ein Gefühl gewesen, das ist es nicht mehr. Es steigert sich allmählich zu einer Gewißheit. Du bist grausam und schlimm…«

Er lachte leise, obwohl ihm nicht danach war. »Dann erzähle mir nur noch, was ich vorhabe!«

»Macht!« flüsterte die Hellseherin. »Du willst die Macht, und du willst den Tod. Ja, du hast dich mit Mächten verbündet, die du besser nicht angerührt hättest. Sie sind einfach zu schlimm. Menschen sollten die Finger davon lassen. Das Grauen darf nicht auf die Erde kommen. Laß es da, wo es ist…« Sie lachte sehr kratzig. »Aber wahrscheinlich ist es schon zu spät. Die Schatten sind bereits da. Sie haben dich umzingelt. Du hast sie gerufen. Du bist in Gebiete eingedrungen, die …«

»Hör auf, verdammt!« rief er. »Hör auf mit diesem Gerede.«

Sie verstummte. Erst Sekunden später sprach sie weiter. »Hast du mich nicht selbst gebeten, dir das zu sagen?«

»Ja, zum Henker, das habe ich. Ich habe dir alles gesagt. Ich wußte nur nicht, daß du mir einen derartigen Unsinn erzählen würdest.«

»Es ist kein Unsinn!«

»Klar, es ist Unsinn.« Der Mann bewegte wild seine Rechte.

»Schatten, die kommen, das ist Quatsch.«

»Ein Sinnbild, mein Herr!«

Er beugte sich vor. »Für was?«

»Für den Tod!«

Eine Pause entstand. Jeder konnte überlegen. Der Kunde spürte, daß

die Gänsehaut nicht mehr auf seinem Rücken lag. Er war jetzt ruhig, sehr ruhig sogar – und eiskalt.

Bei seinem Eintritt hatte er gelächelt und die Hellseherin nicht ernst genommen. Nun aber spürte er, daß hinter ihren Aussagen mehr steckte, daß sie sogar ins Schwarze getroffen hatte.

»Wollen Sie jetzt gehen?« Die Frau sprach ihn wieder sehr förmlich an. Ihre Stimme hatte einen fast bittenden Klang bekommen.

Vor einigen Minuten noch wäre der Mann gegangen, nun nicht mehr. Er hatte einfach zuviel erfahren und sagte leise: »Ich würde gern erfahren, was ich noch alles vorhabe, wenn Sie schon so genau in die Zukunft sehen können. Was ich bisher erlebte, war mir einfach zu flach, verstehen Sie? Schatten zu sehen, kann jeder behaupten.« Er lachte humorlos. »Auch wenn ich betrunken bin, sehe ich Schatten.«

»Das hier ist etwas anderes. Eine fremde Macht liegt über Ihnen. Sie haben sich in Gefahr begeben.«

»In der ich nicht umkommen werde.«

»Das weiß ich nicht.«

Der Kunde sprang sofort auf den letzten Satz an. »Ha, Sie meinen also, daß ich sterben muß?«

»Nein, so nicht. Nicht jetzt. Vielleicht später, wenn alles vorbei ist.«

»Was soll vorbei sein?«

»Ihr Vorhaben. Es ist furchtbar.« Die Hellseherin hatte die Hände wieder um die Kugel gelegt. »Es ist wie ein Strom, der in mich hineinfließt und mich von den Füßen bis zum Kopf erfüllt. Es ist einfach…«

»Sag es!«

Die Frau lehnte sich zurück. Der Kunde sah die hastige Bewegung, als würde ein Schatten nach hinten gedrückt. »Der Teufel, die Hölle, so kann man es nennen.«

»Das ist auch zu allgemein. Wer ist schon der Teufel, oder wer ist die Hölle? Das weiß doch keiner von uns.«

»Sie schwebt über Ihnen!«

»Wie dicht?«

»Sehr dicht. Sie können nicht mehr heraus. Sie haben etwas getan, das Ihnen über den Kopf wachsen wird. Sie hätten das Böse lassen sollen, nur nicht anrühren. Das Böse muß bleiben, verstehen Sie? Es muß in der Erde oder wo immer…«

»Was wollen Sie tun?«

»Ich kann nichts tun. Es liegt an Ihnen.« Die Frau sprach plötzlich sehr schnell. »Es liegt allein an Ihnen. Lassen Sie die Monstren, wo sie sind. Ich kann Sie nur bitten und anflehen, Mister…«

»Und wenn ich es nicht tue?« rief er und stellte sich gebückt hin, seine Hände noch auf die Stuhllehnen gepreßt.

»Dann, dann wird es schwer für mich!«

»Aha«, sagte er gedehnt. »Ich verstehe. Es wird schwer. Vielleicht willst du etwas sagen, Madame?«

»Gehen Sie doch!«

»Nein, ich bleibe!« Er stellte sich aufrecht hin und griff unter seine Jacke. Als er die Hand wieder hervorzog, hielten die Finger einen Griff umklammert, der auch einen kleinen Hebel besaß, auf den der Mann drückte.

Etwas schnellte schlangengleich aus dem Griff hervor. Es war keine Schlange, sondern die Klinge eines dünnen Messers. Mit ihrer Spitze berührte sie fast die Kugel. Das von unten durch die graue Glasplatte strömende Licht gab ihr noch einen Schatten, der an der Außenhaut der Kugel entlangglitt.

»Siehst du das Messer?« fragte er leise.

»Ja.«

»Und was sagst du dazu?«

»Ich… ich bin nicht einmal überrascht, da ich nichts anderes von Ihnen erwartet habe. Über Ihnen liegt der Schatten, und Sie können ihm nicht mehr entwischen.«

»Vielleicht will ich es nicht!« Er lachte, bevor er handelte und sein Knie hochrammte. Er traf die Tischkante und schleuderte das Möbelstück kurzerhand um.

Der Tisch kippte nach links, die Kugel rollte ebenfalls über die Kante und blieb auf dem Boden liegen, ohne zu zerbrechen. Jetzt saß Madame Luna vor ihm.

Nein, sie saß nicht mehr, denn die Frau sprang auf. Sehen konnte er sie nicht genau. Die Dunkelheit war zu stark, zudem trug Madame Luna schwarze Kleidung.

Wie ein wallendes Gespenst sah sie aus, streckte ihm die Hände entgegen und zischte: »Du Teufel, du! Du verdammter und verfluchter Teufel! Du Mensch des Bösen, du Monster…«

Es waren genau die Worte, die dem Kunden noch gefehlt hatten, damit er seine Hemmschwelle überwand.

Er stieß das Messer vor.

Das Ziel war leicht zu treffen. Er brauchte nur in den wallenden Schatten hineinzuhalten, und er machte es gründlich, war wie von Sinnen, bis der Schatten plötzlich nicht mehr wallte und er auch nicht vom Luftzug getroffen wurde.

Da sank der Schatten zusammen. Lautlos, ohne noch einmal zu seufzen. Tote sprachen nicht mehr.

Der Kunde blieb stehen. Das Messer mit der gefärbten Klinge noch in der rechten Hand. Er wischte sie ab, ohne daß er es bewußt merkte. Was er nun tat, klappte alles wie einstudiert. Er wußte genau, daß es keine Zeugen geben durfte.

Bevor er die kleine Bude verließ, öffnete er die Tür, die hinter dem

Vorhang lag.

In diese einsame Gegend neben dem Rummelplatz verirrte sich kaum jemand. Höchstens die Pärchen, aber die interessierten sich nicht für die Umgebung.

Auf dem Jahrmarkt war ebenfalls Ruhe eingetreten. An den Karussells brannten nur noch wenige Lampen, auch sie würden bald verlöschen, da war er sicher.

Daß die Frau tot war, davon ging er aus. Diese Stiche konnte niemand überleben.

Die Luft war rein. Der Mörder drückte sich durch den Türspalt nach draußen. Neben der Bude blieb er für einen Moment stehen.

Ein nicht asphaltierter Pfad führte auf das eigentliche Gelände des Jahrmarkts. Büsche grenzten den Weg ein, sie gaben ihm eine gute Deckung.

Wie ein Phantom huschte er voran. Er hätte aber zurückschauen sollen, denn an der Seitenwand der Hütte stand jemand, der ihn aus glühenden Augen beobachtete.

Die Person wartete, bis die Zweige des Buschs wieder zurückgeschwungen waren, durch den der Killer verschwunden war. Dann ging sie durch eine schmale Hintertür in die kleine Bude.

Sie fand die Tote, kniete neben ihr nieder, weinte um sie und dachte dabei auch an etwas anderes.

An Rache!

***

Suko lachte laut, als ich kurz vor Feierabend – zudem noch an einem Freitag – das Vorzimmer betrat. Auch Glenda mußte losprusten, nur ich stand da und schaute dumm aus der Wäsche.

»Was ist denn los?« fragte ich.

Sukos Lachen verstummte. »Du… du … wirst es kaum glauben, John, aber Glenda hat einen Witz erzählt.«

»Tatsächlich?« staunte ich.

»Ja.«

»Dann erzähle ihn mir auch.«

Sie schüttelte den Kopf und ließ den schmalen Lippenstift sinken, mit dem sie ihren Mund anmalen wollte. »Nein, John, das kann Suko viel besser.«

»Hast du ihn denn behalten?«

»Reiz den Tiger nicht.«

»Dann raus damit!«

»Okay, John, auf deine Verantwortung. Zwei Ziegen stehen auf der Weide. Fragt die eine: Ich will in die Disco, gehst du mit? – Nein. – Weshalb nicht? – Ich hab’ keinen Bock!«

Ich mußte zwei Sekunden nachdenken, dann platzte ich auch hervor.

»Meine Güte, ist der doof.«
»Aber schön«, sagte Glenda.
»Das auch.«
Es ging uns wieder gut. Lachen ist gesund, und wir bekamen eigentlich zu wenige Gründe, um überhaupt lachen zu können. In letzter Zeit jedoch waren wir vom Glück begünstigt worden.
Der Eiserne Engel hatte es trotz zahlreicher Widrigkeiten geschafft, heimzukehren. Er lebte wieder bei Myxin und Kara, auch wenn er den Verlust der Pyramide des Wissens zu beklagen hatte.
Sein Leben jedenfalls hatte er retten können.[1]
Und Sheila Conolly, die durch einen Messerstich so schwer verletzt worden war, daß sie zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, befand sich ebenfalls auf dem Weg der Besserung. Ich war gerade von einem Besuch bei ihr gekommen und hatte auch die Grüße der anderen Freunde bestellt. Es lief also alles in die positive Richtung.
Hinzu kam das Wochenende und natürlich das Wetter. Der Herbst hatte es sich überlegt und war über London gekommen. Mit Sonnenschein, mit warmen Temperaturen, so daß es eine Lust war, sich im Freien aufzuhalten. Das wollte auch Suko in einem beschränkten Maße.
Seit einiger Zeit besaß er einen neuen Wagen. Einen BMW 535i, seine Rakete, wie er das Fahrzeug nannte. Er hatte es nicht oft in der letzten Zeit benutzen können. An diesem Wochenende allerdings wollte er auf die erste große Tour gehen, hatte mich gefragt, ob ich ihn begleiten würde, doch ich hatte abgelehnt, denn Suko hätte ununterbrochen mich von den Vorzügen dieses Automobils überzeugen wollen. Später würde ich gern mit ihm fahren, zunächst sollte er den Wagen allein genießen. Hinzu kam, daß ich noch einen Termin bei Sir James hatte, einen privaten, wie er ausdrücklich betont hatte.
Suko rieb seine Hände. »Dann wollen wir mal«, sagte er.
Ich staunte. »Wieso wir?«
»Glenda fährt mit.«
»Ehrlich?« Ich drehte mich zu ihr um. »Stimmt das wirklich?«
»Ja, warum nicht?«
»Klar, ich gönne es dir. Finde ich auch toll, aber sieh dich vor. Irgendwann hebt Suko ab.«
»Wieso?«
»Na, wenn der in seiner Rakete sitzt, dann will er fliegen.«
»Das glaube ich nicht.«
»John, mach dem Mädchen keine Angst. Glenda weiß selbst, daß ich ein toller Fahrer bin.«
»Stimmt.«
Unsere Sekretärin griff nach ihrer Handtasche und der hellen

Leinenjacke, die sie zum kniekurzen, schwarzen Rock trug. Die Hälfte ihrer dunklen Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Diese Frisur ließ sie jünger aussehen. »Dann wünsche ich dir ein schönes Wochenende, John. Und vergiß den Termin bei Sir James nicht.«

»Keine Sorge. Weißt du denn, was er von mir will?«

Glenda hob nur die Schultern.

»Wann kommt ihr zurück?«

»Nie«, erwiderte Suko. »Wer so fragt wie du, bekommt die entsprechende Antwort.«

Ich zeigte erst auf ihn, dann auf Glenda. »Ich will dir keine Angst einjagen, Mädchen, aber Suko ist gefährlich.«

Sie lächelte ihn an. »Meinst du?«

»Ja, ich kenne das.«

»So spricht nur ein Neidhammel«, warf der Inspektor ein. »John ist neidisch. Ich habe ihm angeboten, mitzufahren, das wollte er nicht. Wahrscheinlich bekommt er Komplexe, weil er mit dem alten Rover durch London stochern muß…«

»Halt!« Ich hob den Arm. »So darfst du das nicht sehen. Ich habe mich auch an einem Preisausschreiben beteiligt. Heute morgen habe ich die Karte weggeschickt.«

Glendas Augen leuchteten. »Sag nur, daß du da auch einen Wagen gewinnen kannst.«

»Nicht ganz. Der erste Preis ist ein anderer.«

»Etwa eine Reise?«

»So ähnlich.« Ich ließ mir Zeit mit der Antwort und grinste dabei.

»Komm, sag schon!«

»Also, der erste Preis ist eine Baggerfahrt durch Cornwall…«

»Huaaahhh…«, beide stöhnten auf, winkten ab und verließen so schnell wie möglich das Büro.

Ich gönnte Glenda die Fahrt in den herrlichen Herbstabend. Es war noch lange genug hell, um die ersten Meilen genießen zu können. Mein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß ich eigentlich zu Sir James rübergehen konnte. In der Kanne schimmerte noch der Kaffee.

Er füllte genau eine Tasse, die ich langsam trank.

Dabei überlegte ich natürlich, welches private Problem meinen Chef beschäftigte. Daß die Sache nicht offiziell war, hatte er mir schon mitgeteilt. Ich konnte mir vorstellen, daß es bei dem Problem um einen der Clubfreunde meines Vorgesetzten ging.

Der Club war für Sir James die zweite Heimat. Als erste bezeichnete er Scotland Yard. Ein Zuhause besaß er zwar auch, aber das sah er kaum. Selbst ich kannte es kaum. Sir James gehörte so zum Yard wie das Lenkrad zum Auto. Daß er einmal pensioniert werden würde, konnte ich mir kaum vorstellen.

Mein Blick glitt durch das Fenster in den blauen Septemberhimmel. Er war fast wolkenlos und badete sich im Schein einer noch hellen, fast weißen Sonne.

Die Tasse war leer, das Telefon schlug an, ich hob ab und hörte die Stimme meines Chefs. »Wenn Sie dann bitte kommen könnten, John…«

»Natürlich, Sir.«

Meine Güte, wie der alte Brummbär geredet hatte. So unnatürlich freundlich. Wenn Sir James so sprach, mußte man auf der Hut sein.

Da hatte er noch etwas in der Hinterhand.

Er empfing mich lächelnd und hinter seinem Schreibtisch stehend.

Jovial bot er mir einen Platz an, auf dem ich mich niederließ und die Beine übereinanderschlug. Wenn Sir James ein privates Problem drückte, kam er nie direkt zur Sache. Auch heute machte er keine Ausnahme, sondern schaute gegen das Fenster.

»Ein wunderschöner Tag. Finden Sie nicht auch, John?«

»Und wie.«

Sir James legte einen Füllfederhalter senkrecht. »Ein ideales Wochenende, das man in der Natur verbringen sollte.«

»Auch da gebe ich Ihnen recht, Sir«, sagte ich schmunzelnd. Ich wußte, daß er die Katze bald aus dem Sack lassen würde. Schon mit der nächsten Bemerkung kam er dem Problem näher.

»Ich möchte Sie einladen, John.«

»Danke, Sir.«

»Moment, Sie wissen ja nicht wohin.«

»Nur nicht in Ihren Club, Sir:.«

»Nein, nein, obwohl der Club indirekt etwas damit zu tun hat. Eine andere Frage vorweg. Lieben Sie die Jagd?«

»Die auf Tiere?«

»Klar, was sonst?«

»Nun ja, ich sehe ein, daß es die Jagd geben muß, damit der Wald vor den Verbissen des Rotwilds geschützt wird. Es ist in der letzten Zeit neben dem sauren Regen einfach zuviel verbissen worden. Wenn Sie allerdings die Jagd meinen, die sich die oberen Zehntausend aus Spaß gönnen, dieser Sache stehe ich sehr skeptisch gegenüber. Das reine Sammeln von Trophäen und der Klüngel der Jagdfreunde untereinander gefällt mir überhaupt nicht, wenn ich ehrlich sein soll.«

Sir James nickte. »Ich wußte, daß Sie so denken.«

»Sie nicht?«

»Nun ja, ich muß mich gewissen Gesetzen fügen. Sie wissen das ja. Wenn jemand eine Position hat wie ich, dann kann er oftmals nicht so, wie er gern will.«

»Verstehe, Sir.«

»Um eine Jagd geht es auch in diesem Fall«, sagte er leise und

schaute dabei auf die Schreibtischplatte. »Ich hatte eigentlich vor, Sie einzuladen, John.«

Ich wies mit dem Zeigefinger auf meine Brust. »Mich wollen Sie einladen, Sir?«

»So ist es.«

Ich lachte. »Bitte, ich will Sie nicht kränken, aber ich habe mit der Jagd überhaupt nichts im Sinn.«

»Das weiß ich.«

»Und trotzdem diese Einladung. Da steckt doch mehr dahinter, Sir?«

»Das ist durchaus möglich, auch wenn alles noch sehr schwammig erscheint. Lassen Sie mich von vorn anfangen. Sir Winston, Sir Arthur, Sir Peter und auch ich fahren einmal im Jahr – meist im September oder Oktober, nach Aldridge Manor zur Jagd. Das Gebiet liegt östlich von London nahe an der Grenze zu Cornwall. Wir bleiben dort zwei Tage und jagen Hasen, auch Rotwild. Es ist keine Fuchsjagd.«

»Da soll ich mit?«

»Wenn Sie so freundlich wären.« Er lachte leise und schob die Brille mit den dicken Gläsern zurück. »Sie brauchen natürlich nicht, John, es ist nur eine Bitte.«

»Okay, Sir, verstanden. Was soll ich da?«

»Nicht jagen.«

»Das ist schon beruhigend.«

»Ich würde eher sagen, daß Sie als eine Art Leibwächter fungieren. Sie sollen sich nur umschauen.«

Ich fürchte die Augenbrauen. »Gibt es gewisse Probleme zu lösen, Sir?«

»Noch nicht, aber die können leicht entstehen.«

»Welcher Art?«

»Ich muß etwas weiter ausholen. Meine drei Freunde und ich fahren schon seit Jahren in dieses Landhaus. Wir kennen Theo Aldridge, den Besitzer, recht gut. Er selbst gibt uns die entsprechenden Tips und ist auch stets ein perfekter Gastgeber. Wir können uns nicht beklagen. Ich gehe sogar noch weiter. Im Laufe der Zeit hat sich zwischen Theo und uns ein mehr oder minder freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Für dieses Wochenende sind wir ebenfalls verabredet, und alles schien so zu laufen wie früher, wenn nicht vor zwei Tagen eine Nachricht bei mir eingetroffen wäre.«

»Welche?«

»Ich komme noch darauf. Theo weiß selbstverständlich, welche Berufe wir haben. So ist er auch darüber informiert, daß ich beim Yard bin und hat mir aus diesem Grund die Nachricht geschickt.«

Sir James holte einen kleinen Recorder aus dem Schreibtisch. »Die Kassette, die er mir schickte, ist bereits eingelegt. Hören Sie sich an, was man ihm mitteilte.« Sir James schaltete den Apparat ein.

Ich beugte mich gespannt vor. Zunächst vernahm ich nichts, dann eine Stimme, die kaum zu identifizieren war. Ob Mann ob Frau, heraushören konnte ich es nicht.

»Deine Zeit ist abgelaufen, du Schwein. Bald wird dich der Teufel in die Hölle ziehen…«

Das war alles. Sir James spulte zurück und ließ den Text noch einmal laufen. »Was sagen Sie dazu, John?«

Ich hob die Schultern. »Eine Drohung.«

»Klar, der Meinung bin ich auch. Aber mich stört der Text, John. Es wird da vom Teufel und der Hölle gesprochen. Kann man so etwas mit einer normalen Drohung vergleichen?«

Ich dachte kurz nach. »Nein, eigentlich nicht. Drohungen werden sonst anders ausgesprochen.«

»Das ist das Problem.«

Ich wußte, worauf mein Chef hinauswollte. »Sie meinen also, Sir, daß hinter diesen Worten etwas steckt, das uns angeht.«

»So ist es.«

Ich räusperte mich. »Sie kennen diesen Theo doch. Müßte die Drohung gegen ihn ernst zu nehmen sein?«

Sir James breitete die Arme aus. »John, wer kennt schon einen Menschen richtig?«

»Das stimmt. Haben Sie reagiert?«

»Ja, ich rief ihn an und erfuhr, daß dieses Band nicht die einzige Drohung gewesen ist. Er hat schon Briefe bekommen. Die Texte waren stets unterschiedlich. Sie steigerten sich. Zunächst nur kleine Androhungen, dann wurden sie härter, und schließlich gipfelte es in dieser Morddrohung. Theo Aldridge hat Angst. Er glaubt auch, daß sich die Lage an diesem Wochenende zuspitzen wird.«

»Muß er Angst haben?«

»Das fragte ich ihn auch. Natürlich wehrte er ab. Er redete von einer sauberen Vergangenheit, in der es keinen Grund gab, ihn zu erpressen. Ob er die Wahrheit gesprochen hat, weiß ich nicht.«

Ich nickte. »Klar, verstehe. Sie jedenfalls, Sir, möchten, daß ich ein Auge auf ihn habe.«

»So ist es.«

Ich hatte mich längst entschieden. Wie der Fall auch laufen würde, ein Wochenende bei diesem Wetter in der Natur zu verbringen, war nicht die schlechteste Vorstellung. Ob an der Drohung nun etwas dran war oder nicht, das würde sich zeigen.

»Wann wollen Sie denn fahren, Sir?«

»Morgen früh, sehr früh. Sir Winston stellt uns seinen Rolls zur Verfügung. Er wird den Wagen selbst lenken. Sie können hinter uns herfahren.«

Ich mußte grinsen. »Sicher, der Rolls hat einen genügend großen

Kofferraum, um die Waffen aufzunehmen.«
»Das stimmt.«
»Bewirtschaftet dieser Theo Aldridge das Anwesen allein?«
»Nein, er hat Helfer. Nicht viele, aber wir waren stets damit zufrieden.«
Ich erhob mich. »Gut, dann sehen wir uns morgen früh. Wo soll ich auf Sie warten, Sir?«
»Wir treffen uns immer am Club.«
»Geht in Ordnung, Sir.«
Wir reichten uns die Hände. Sir James entschuldigte sich noch einmal, ich winkte ab. »Keine Sorge, Sir, auf einer Jagd war ich noch nie. Man kann immer nur lernen.«
»Die Tage werden Ihnen natürlich vergütet.«
Ich mußte lachen. »Lassen Sie mal, Sir, das klappt sowieso nie. Wir kommen schon klar.«
»Gute Nacht.«
»Bis morgen dann.«
Ich ging wieder in mein Büro und nahm den Mantel, den ich sicherheitshalber mitgenommen hatte, denn am Morgen war es neblig und auch etwas kühl gewesen.
Sir James rief noch einmal an und nannte mir die Uhrzeit. Um fünf Uhr in der Frühe.
»Ich werde fit sein, Sir.«
»Danke, wir auch.«
Ein Wochenende auf dem Lande. Daß es blutig werden würde, daran dachte ich an diesem Abend noch nicht…

***

Vor zwei Wochen hatte Theo ihn eingestellt, doch Falsett mochte seinen Arbeitgeber noch immer nicht. Es lag nicht an der Art, wie er mit den Mitarbeitern umzugehen pflegte, nein, es war das Äußere des Mannes, das ihn abstieß.
Theo Aldridge erinnerte an ein Pferd, das rote Haare besaß. Rot, sehr kurz geschnitten, struppig, einer gekappten Mähne gleich. Darunter ein Gesicht – oder ein Pferdekopf? Dann hätte er eigentlich wiehern müssen. Die Knochen malten sich unter der Haut ab. Auch die ziemlich großen Augen erinnerten an ein Pferd. Der breite Mund wäre noch zu ertragen gewesen, auch wenn die Lippen feucht glänzten. Die Nase sah aus, als wäre sie keine. Das waren schon Nüstern. Wie Fettflecken lagen die Sommersprossen auf der hellen Haut. Sie verteilten sich unregelmäßig auf dem Körper. Hände und Füße waren normal. Bei den Füßen hätte sich Falsett nicht gewundert, wenn es Hufe gewesen wären.
»Habe ich etwas an mir?« fragte Theo.

Zum Glück wiehert er nicht, dachte Falsett. Im Gegenteil, die Stimme klang sonor, eine richtige Männerstimme, stark und ausgeprägt.

»Nein, Theo.«

»Das ist gut. Du weißt, was du zu tun hast?«

»Natürlich, Theo. Ich werde noch einmal die Flaschen überprüfen und den Keller…«

»Du brauchst ihn nicht aufzuräumen. Schau nach, ob die Temperatur richtig ist. Sieh dir auch die Kühlboxen an, in denen das Fleisch lagert. Ansonsten kannst du heute abend früh zu Bett gehen, denn ich möchte morgen ausgeschlafenes Personal haben.«

»Das versteht sich, Sir.«

»Sag Theo, wie alle.« Der Mann tätschelte die Wange seines Angestellten und grinste, wobei er seine langen Zähne zeigte.

»Sorry, Theo.«

»Gut, bis morgen.«

Theo ging. In der Halle brannte im Kamin das Feuer. Als der schwergewichtige Mann die Flammen passierte, malten sie seinen Schatten auf den Boden, der unruhig zuckte.

Er verschwand hinter der Tür zu seinem Arbeitszimmer. Sehr leise drückte er sie von innen ins Schloß.

Falsett wartete noch. Am liebsten hätte er seinen Chef in den Hintern getreten. Theo, sollte er sagen. Sie sagten alle Theo, das hörte sich so familiär an.

Scheiße war das. Von wegen Familie. Theo war eiskalt und nutzte die Menschen aus. Er war ein Schinder, konnte sie fertigmachen. Mit Worten meist, zynisch, gemein.

Nur wenn Gäste eintrafen, drehte er sich um 180 Grad. Da war er nett, freundlich, völlig anders. Deshalb kamen sie auch her. Meistens im Sommer, noch stärker im Herbst, wenn die Jagdsaison begann.

Da war Leben und Trubel im Haus, so daß Theo sein Personal scheuchen konnte.

Falsett stammte aus dem nahen Dorf. Er hatte keinen Job mehr bekommen, seit die Fabrik geschlossen war. Im nächsten Frühjahr wollte er sich wieder auf Jobsuche begeben, ansonsten mußte er mit Gelegenheitsarbeiten über den Winter kommen.

Falsett ärgerte sich auch über sich selbst. Seine Größe gefiel ihm nicht. Er war einfach zu klein. Die anderen schauten auf ihn herab.

Bei Theo mißfiel ihm das am meisten. Wenn der vor ihm stand und nach unten blickte, blitzte Spott in seinen Augen. Mit welch einer Gnade er ihn eingestellt hatte.

Einfach widerlich…

Falsett sollte sich um den Keller kümmern. »Du bist ein Kellertyp«, hatte ihm Theo zu verstehen gegeben.

Klein, kompakt, dunkelhaarig, seine Großmutter stammte aus

Zypern, und war nicht besonders ansehnlich. Er selbst war der Meinung, daß die Leute immer aufatmeten, wenn er das Zimmer verließ.

Der Keller war sein Reich.

Er kannte jeden Raum da unten. Oder fast jeden, denn einen durfte er nicht betreten. Er gehörte dem Chef. Eine schwere Tür führte zu einem Anbau unter der Erde.

Theo verstand etwas von Weinen. Sein Lager konnte sich sehen lassen. Außerdem sorgte er dafür, daß seine Gäste diesem edlen Tropfen kräftig zusprachen. Was da in den Tagen wegfloß, das war schon allerhand. Er wollte in den Keller gehen, als er eine Tür hörte.

Sie führte in den Personalbau, wo auch die Küche und die Wirtschaftsräume lagen.

Falsett drehte sich um. Man hörte sie nie, sie ging sehr leise, aber wer sie anschaute, war hingerissen.

Wie konnte ein derartiges Geschöpf es nur bei einem verdammten Mistbock wie Theo aushalten?

Das Mädchen war nicht älter als Falsett, also höchstens 22. Ein wahr gewordener Pubertätstraum. Versehen mit einer irren Figur, herrlich langen, schwarzen Haaren, eine Exotin, und so hieß sie auch.

Evita Tijon!

Sein Mund wurde noch feuchter. Wie immer trug sie auch heute diese hautenge Kleidung. Die Jeans sehr knapp. Das T-Shirt, eigentlich schon mehr ein Pullover, lag mit seinem graublauen Stoff so eng auf dem Oberkörper, als hätte es jemand aufgemalt. Natürlich durfte der Ausschnitt nicht fehlen. Sehr weit und halbrund, wobei er die Ansätze der Brüste freiließ.

Sie blieb stehen und strich von unten nach oben durch das glatte Haar, als wollte sie eine neue Frisur ausprobieren. »Was ist los, Falsett?«

»Nichts.«

Sie lachte ihn an. »Das glaube ich dir nicht. Du starrst mich an, als wäre ich…«

»Sorry, du bist schön.«

Sie hob die Augenbrauen an. »Das weiß ich, Falsett. Und ich bin auch zu schön für dich!«

»Aber nicht für Theo.« Es rutschte ihm so heraus. Anschließend hätte er sich am liebsten die Zunge abgebissen, das war nun nicht mehr möglich. Sie hatte den Satz genau verstanden.

»Was sagtest du, Falsett?«

»Schon gut – nichts.«

»Doch, mein Lieber. Hüte deine Zunge. Es ist nicht so, wie du meinst. Ich bin nicht seine Hure und werde es nie sein, auch wenn er es gern hätte. Ich arbeite hier als Hausdame und nicht als Nutte.«

»Klar, Evita, schon gut. Ich habe es nicht so gemeint. Du mußt schon entschuldigen.«

»Noch einmal. Klar?«

»Sicher.«

Sie wechselte das Thema. »Wolltest du nicht in den Keller? Ich meine, Theo hätte dir den Auftrag erteilt.«

»So ist es.«

»Dann sieh zu, daß alles in Ordnung ist. Wenn nicht, macht Theo dich fertig, da kannst du sicher sein.«

»Eine Frage noch, Evita. Wie viele Personen kommen morgen?«

»Vier Herren.«

»Ah ja.«

»Die Arbeit hält sich in Grenzen.«

»Mal sehen. Da ist noch etwas.«

»Und was, bitte?«

»Hast du eigentlich schon die Geräusche gehört? Ich meine die in der Nacht.«

»Wovon sprichst du?«

»Von den dumpfen Schlägen und den leisen Schreien.«

Sie lächelte zuckend. »Träumst du des öfteren, Falsett?«

»Klar, ich…«

»Dann träume weiter.«

Er schaute sich um, senkte die Stimme, als er sprach, und winkte dabei ab. »So ist das nicht, Evita. Ich habe nicht geträumt, verstehst du? Ich habe es gehört. Dann gibt es noch die Dinge, die man sich im Dorf erzählt.«

»Was denn?« Ihre dunklen Augen verengten sich. »Über Theo etwa?«

»Genau.«

»Da bin ich gespannt.«

Falsett wollte sie auf seine Seite ziehen, deshalb berichtete er Evita von den Gerüchten. Er kam näher an sie heran, senkte die Stimme noch weiter, aber Evita drückte ihn zurück. »Nicht berühren«, sagte sie. »Du kannst es erzählen.«

»Theo darf es nicht hören.«

Sie hob die schönen Schultern, die auch ein Bildhauer hätte geformt haben können. »Mir egal.«

»Also paß auf.« Falsett stand leicht geduckt. »Du hast von der Sache mit den Gräbern gehört – oder nicht?«

Sie tat unwissend. »Was meinst du genau?«

»Auf dem Dorffriedhof sind doch drei Gräber aufgebrochen worden. Man hat darin herumgewühlt.«

»Eine Spielerei.«

»Ha!« Er lachte schrill und legte sofort die Hand auf den Mund.

»Von wegen«, flüsterte er, »dahinter steckt Methode.«

»Und welche, bitte?«
»Das kann ich dir auch nicht sagen. Ich bin aber fest davon überzeugt, daß man die Leichen gestohlen hat.«
Sie lächelte schmal. »Woher willst du das wissen? Hast du vielleicht nachgeschaut?«
»Bin ich irre?«
»Das mußt du selbst wissen.«
»Hör auf, Süße! Das erzählt man sich.«
Evita winkte ab und drehte sich von ihm weg. »Ich an deiner Stelle würde mir über andere Dinge den Kopf zerbrechen. Denk an den Keller, den du kontrollieren mußt.« Sie ging einfach weg, als wäre er nicht mehr vorhanden.
Falsett rief ihr nach: »Und wenn die Leichen jetzt hier im Keller sind? Was hältst du davon?«
Evita drehte sich noch einmal um. »Wie kommst du darauf?«
»Denk an die Tür!«
»Ach, hör auf.« Sie verschwand, noch unwillig den Kopf schüttelnd, so daß die schwarze Mähne zitternd den Kopf umwehte.
Falsetts Blick bekam einen bösartigen Ausdruck. »Hure!« zischelte er. »Du eingebildetes Weib. Irgendwann wird dir auch noch ein Licht aufgehen. Dann kannst du jammern, nur jammern…«
Er steckte sich eine Selbstgedrehte zwischen die Lippen und schaute in die Höhe. Aus dem oberen Stockwerk vernahm er nichts.
Theo hatte sich zurückgezogen. Vielleicht wartete er gerade auf sie, die Männer so scharfmachen konnte.
Falsett mußte in den Keller. Am liebsten wäre er gegangen, aber er brauchte den Job, auch wenn er nicht viel einbrachte.
Zu alten Häusern gehören oft alte Keller. Aldridge Manor war ein altes Landhaus, allerdings ohne Gruselkeller. Wer nach unten stieg, benötigte keine Kerzen mehr, er konnte sich auf das elektrische Licht verlassen.
Die Treppe war sehr breit, die Steine glänzten matt im gelben Lichtschein, der auch den Handlauf des Eisengeländers streichelte.
Der Keller lag so tief, daß die Treppe sogar einen Halbbogen schlagen konnte.
Beim Bau des Kellers oder der Renovierung hatte Theo sämtliche Zwischenwände herausreißen lassen, so daß es keine Verliese oder Kammern mehr gab wie früher. Der Keller war zu einem einzigen Raum geworden, in dem sich Falsett trotzdem nicht wohl fühlte.
Einen direkten Grund konnte er nicht angeben, er hatte vielmehr den Eindruck, als berge der Keller etwas Unheimliches, das nicht für eines normalen Menschen Blick bestimmt war. Nicht ohne Grund hatte er Evita die Geschichte mit den drei Leichen erzählt. Darüber flüsterte man tatsächlich im Dorf, und man sah Theo Aldridge auch nicht

gerade als einen Menschen an, der zur Gemeinschaft gehörte.

Er stammte zwar aus dieser Gegend, hatte sich schon immer abgesondert und lebte eigentlich nur vom ererbten Geld seiner Tante, die ihm auch das Haus vermacht hatte.

Der unterirdische Raum bot genügend Platz, um zahlreiche Vorräte aufnehmen zu können.

An erster Stelle stand das große Weinlager. Aber auch harte Getränke und nichtalkoholische wurden hier unten aufbewahrt. Natürlich auch die entsprechenden Lebensmittel. In großen Kühltruhen lagerte tiefgefrorenes Fleisch.

Die Weinflaschen steckten in den Regalen an der linken Seite. Sie waren nach Ländern und Jahrgängen geordnet. Falsett hatte den Auftrag bekommen, die alten Franzosen zu säubern. Jahrgänge, die seit einiger Zeit hier unten lagerten und deren Flaschen Staub angesetzt hatten.

Rotweine aus Burgund oder von der Rhone. Auch »Haute Medoc's«, kaum noch bezahlbar für einen Normalverdiener, aber die Herren, die am morgigen Tag eintrafen, würden sie trinken.

Falsett ging die Regale mit den Rotweinen durch. Flasche für Flasche nahm er hervor und säuberte sie mit einem weichen Lappen. Er las die Etiketten, flüsterte Namen wie »Château Palmer«

»Château Rothschild« oder »Château Petrus«, ohne allerdings zu wissen, welch wertvoller Rebensaft sich in den Flaschen befand.

»Sollen sie saufen, was sie wollen«, schimpfte er leise. »Ich bleibe beim Whisky.«

Davon gab es noch genügend im Keller. Auch alter, lange gelagerter Whisky, schmeichelnd für den Gaumen und eine Wohltat für den Genießer. Die Flaschen waren leider gezählt. Hätte er einen Schluck genommen, hätte er ihn bezahlen müssen.

»Theo, du geiziges Schwein!« flüsterte er, »irgendwann schlage ich dir die Dinger mal kaputt. Dann kannst du zwischen den Scherben stehen und heulen. Ich aber werde lachen, du verfluchter Leuteschinder und dreckiger Kapitalist!« Wie angewidert schüttelte er den Kopf.

Die Weinflaschen hatte er kontrolliert, blieben die anderen Dinge.

Die Kühltruhen, zum Beispiel. Man hatte sie sehr groß und geräumig in eine der dicken Kellerwände hineingebaut. Fast jede von ihnen war bis zum Rand gefüllt. Die Köchin hatte eine große Auswahl.

Wenn sie kochte, trieb sich Falsett öfter in der Küche herum und stibitzte hin und wieder etwas von den Köstlichkeiten. Manchmal überkam es ihn auch. Da hätte er am liebsten in die Suppen gespuckt. Bei den gebundenen wäre es kaum aufgefallen.

Als er daran dachte, mußte er lachen und schlug die letzte Tür der Kühltruhe zu.

Er setzte seinen Weg durch den Keller fort und gelangte in eine Region, die für ihn zwar nicht verboten war, aber dort lag die stets abgeschlossene Tür.

Was mochte sich jenseits davon befinden? Nachdenklich blieb er vor der Tür stehen und betrachtete das dicke Holz, das nur durch eine scharfe Axt zu spalten war.

Vielleicht eine Folterkammer, ein Raum für Sexspiele konnte es auch sein. Man las und hörte ja so einiges. Die Neugierde war wie eine Flamme bei Falsett, die immer stärker wurde.

Sein Blick glitt über die Klinke. Sie bestand aus Metall, sah einfach aus, das Schloß darunter war es nicht. Um es öffnen zu können, benötigte man einen Spezialschlüssel. Den besaß nur Theo.

Verbotenes reizt.

Das merkte Falsett immer deutlicher, als er sich die Tür ansah. Es zuckte ihm in den Fingern. Er brauchte die Hand nur dagegen zu drücken, dann war die Tür offen.

Blödsinn, wie komme ich darauf?

Oder?

Er beugte sich vor. Verdammt, das war kein Blödsinn, keine Halluzination, die Tür stand tatsächlich offen. Sie brauchte nur angetippt zu werden, um den Weg freizugeben…

***

Falsett bekam eine trockene Kehle. Als hätte jemand Sand hineingestreut und ihn verrieben. Er schwitzte wie selten, roch den eigenen Schweiß und verzog die Mundwinkel.

Die Tür war nicht verschlossen!

Wer, zum Henker, hatte sie denn geöffnet? Eigentlich nur Theo.

Sollte der etwa vergessen haben, sie wieder abzuschließen? Ausgeschlossen. Daran wollte Falsett nicht glauben. Theo war ein Typ, der nichts vergaß. Erst recht nicht diese so wichtigen Dinge. Nein, die offene Tür mußte einen anderen Grund haben.

Das Verhältnis zwischen Angst und Neugierde verhielt sich fünfzig zu fünfzig.

Falsett dachte an die Warnungen, auch an das, was man sich im Dorf erzählte.

Drei Gräber waren aufgebrochen worden, weshalb? Hing es mit diesem Raum zusammen?

Wer nichts Konkretes wußte, kam oft auf die absonderlichsten Ideen. Falsett erging es da nicht anders, aber bei ihm siegte die Neugierde und auch der Wunsch, seinem Arbeitgeber endlich mal eines auswischen zu können. Wie dumm und sauer würde Theo schauen, wenn ei wußte, daß ausgerechnet Falsett in diesem Kellerraum gewesen war.

Nur eine Armlänge trennte ihn von der Tür. Ein winziges Stück, lächerlich, dennoch ein Bandmaß der Furcht.

Er traute sich nicht, dafür lauschte er. Die Geräusche hatte er noch im Ohr. In der Nacht waren sie erklungen. So dumpf, so anders, gar nicht mal zu erklären, aber unter die Haut gehend. Er hatte in der Dunkelheit versucht, die Richtung festzustellen und war zu dem Entschluß gekommen, daß sie im Keller aufgeklungen waren.

In diesem Raum.

Vielleicht war Theo ein Falschmünzer und druckte im Keller die Pfundnoten?

Ihm traute er alles zu. Der Gedanke an eine Falschmünzerwerkstatt gefiel ihm recht gut, vertrieb sogar einen Teil der Angst, die aufgekommen war, als er an die geplünderten Gräber gedacht und sie mit dem Keller in Verbindung gebracht hatte.

Bereits jetzt malte er sich aus, was er tun würde, wenn Theo tatsächlich Falschgeld herstellte. Er würde ihn mit Vergnügen bei den Bullen verpfeifen oder ihn erpressen.

Die zweite Alternative gefiel Falsett viel besser. Aus diesem alten Geizkragen mußte einfach Geld herauszupressen sein. Theo sollte ausbluten.

Falsett lachte sogar leise, als er daran dachte. Die Vorstellung daran hatte ihm genau die innere Bereitschaft gegeben, die er benötigte, um den Raum betreten zu können.

Die Tür war gut geölt. Sie quietschte und knarrte nicht, als er sie aufdrückte.

Der normale Keller war so erhellt, daß man lesen konnte. Dieser geheimnisvolle Raum nicht. Er lag im Dunkeln, auch wenn Licht aus dem Keller über die Schwelle fiel, schon bald aber versickerte, als wäre es aufgesaugt worden.

Der dunkelhaarige junge Mann blieb genau dort stehen, wo Licht und Schatten zusammenflossen. Er starrte nach vorn. Leider war es zu finster. Licht zu machen, traute er sich nicht.

Dafür floß seine Hand in die Tasche, wo das Feuerzeug steckte.

Die kleine Flamme würde fürs erste genügen. Die Finger vibrierten, als er das Feuerzeug anschnickte. Ebenso das schlanke Oval der Flamme, die auf der Düse tanzte und die Dunkelheit vor ihm zerriß.

Um noch besser sehen zu können, ging er tiefer in den Raum hinein.

Drei Schatten erkannte er.

Sehr groß, auch breit, vom Boden bis an die Decke reichend. Regelrechte Riesen.

Sie waren pechschwarz und strahlten einen eigenartigen, matten Glanz ab. So genau konnte er sie nicht erkennen, aber seiner Ansicht nach konnten es auch Roboter sein, künstliche Geschöpfe. Ferngesteuerte Monstren.

Vertrauen flößten sie ihm nicht ein. Er spürte eine gewisse Ablehnung und auch Furcht.

Wenn es tatsächlich Roboter waren, so überlegte er, wozu brauchte dieser Kerl sie dann? Bestimmt nicht, um Personal zu sparen. Bei dem Gedanken huschte ein flüchtiges Grinsen über seine Lippen.

Was lauerte in der Dunkelheit, in diesem verdammten, schwarzen Maul, das ihn anzustieren schien?

Er räusperte sich. Besser ging es ihm auch nicht. Etwas flöß seinen Nacken hinab und rann über den Rücken. Es waren Schweißperlen, die ihren Weg fanden.

Die Angst wollte nicht weichen.

Längst war die Flamme erloschen. Er zündete das Feuerzeug wieder an, ging vor, schlich dabei und hatte das Gefühl, in eine gewaltige Klammer zu gehen, die ihn umfing.

Er wagte es wieder. Sah die Funken des Feuersteins, dann die Flamme, die Nahrung gefunden hatte und ihren flackernden Schein in die Finsternis schickte.

Da standen sie.

Drei schwarze Monstren. Er hatte sie beim ersten Entdecken nur mehr ahnen können, jetzt aber sah er sie deutlicher. Sie standen nebeneinander, waren unheimlich. Sahen aus wie aus ineinandergeschobenen Stahlteilen, besaßen aber die Köpfe von Monstren, deren Gesichter etwas Vogelartiges angenommen hatten.

»Gütiger Himmel!« keuchte er. »Das ist der reine Wahnsinn! Das kann nicht wahr…«

»Warum bist du gekommen?«

Die Frage, zischend gestellt, traf ihn wie ein Hammerschlag. Er duckte sich, bewegte langsam den Kopf, um von einer Gestalt zur anderen schauen zu können.

Wer von ihnen hatte geredet?

»Warum bist du gekommen?« Wieder hörte Falsett die Frage, und plötzlich sah er.

Da war ein Schatten, eine Gestalt – viel kleiner als die drei unheimlichen Monstren.

Auch gefährlicher.

Etwas löste sich von ihr. Kam rasend schnell aus dem Dunkel, etwas Gefährliches, das auch traf.

Er röchelte noch, als er das Blut aus seiner Wunde strömen sah.

Zusammen mit der Lebensflüssigkeit kippte er zu Boden. Im letzten Augenblick hatte Falsett seinen Mörder erkannt, doch er würde keine Zeugenaussage mehr machen können.

Schwer fiel er zu Boden.

Und wieder die Frage: »Warum bist du nur gekommen?« Die Gestalt breitete die Arme aus. »Dein Pech…«

***

Der Herbst brachte dieses helle, wunderschöne Licht, schon fast frühlingshaft zu nennen. Da störten nicht einmal die Abgase der Autos, die ihren Weg und Straßen und Motorways zogen, in Richtung Osten, weg von London auf die Provinz Cornwall zu.

Ich hockte im Rover und sah vor mir die breiten Hinterreifen des dunkelblauen Rolls. Er gehörte zu den Top-Modellen. Wer im Fond saß, da paßten bequem drei Menschen hinein, konnte es sich gutgehen lassen.

Sir Winston fuhr, neben ihm saß Sir Peter, im Fond hatten es sich Sir James und Sir Arthur bequem gemacht.

Wir hatten London hinter uns gelassen, als die Sonne kam. Hinein in einen herrlichen Samstagmorgen, in ein gläsernes Licht und mit flotten Rhythmen aus dem Radio.

So unwohl fühlte ich mich gar nicht, obwohl ich jetzt lieber Sukos flotten Flitzer gehabt hätte. Aber der stand in der Garage. Suko hatte am späten Abend noch bei mir angerufen und erklärt, daß er Glenda gut abgeliefert hatte.

Natürlich war er auch neugierig gewesen, was Sir James von mir gewollt hatte. Ich hatte ihm gesagt, wie wir den Tag verbringen würden und an Sukos Reaktion erkannt, daß er gern mitgefahren wäre.

Es lag leider nicht an mir, dies zu entscheiden. Zu fragen traute sich Suko nicht.

Bis kurz vor Andover konnten wir auf dem Motorway bleiben.

Dort bog der Rolls ab und fuhr in die Gegend der Salisbury Plains, einer wunderschönen Hügel-, Wald- und Sumpflandschaft, die sich gerade für Jagden besonders eignete.

Die Gentlemen wußten genau, wo sie jagen konnten. Sir James hatte etwas übertrieben. Bis Cornwall brauchten wir nicht zu fahren, wir blieben in der Nähe von Salisbury, allerdings weiter südöstlich.

Die Straßen waren schmaler geworden. Kleine Flüsse und Bäche begleiteten uns ebenso wie herrliche Wälder, deren Laub allmählich damit begann, sich zu verfärben.

Noch beherrschte das satte Grün die Bäume, aber dazwischen schimmerten rote und dunkelviolette Farben.

Ein schönes Bild.

Wir fuhren an alten Landhäusern vorbei, die in parkähnliche Anlagen eingebettet war. Wir rollten durch wunderschöne Orte, die einen gewissen Frieden ausströmten, sahen Weiden und abgeerntete Felder, die wie erstarrte Meere in die Weite des Hügellandes hineindrängten.

Die Sonne stieg höher, sie gewann an Kraft und schaffte es auch, die letzten Nebelinseln wegzudampfen, die gegen Abend sicherlich wieder zurückkehren würden. Das gehörte einfach dazu.

Einen Stopp hatte Sir Winston nicht eingelegt. Er lenkte den Rolls weiter dem Ziel entgegen, das nicht mehr weit entfernt sein konnte.

Als die Bremslichter des Wagens vor mir aufleuchteten, hielt auch ich an. Eine Tür schwang auf – langsam und gemächlich, wie es sich für ein derartiges Fahrzeug gehörte –, und Sir James verließ den Rolls. Er zupfte sein Jackett zurecht und trat auf meinen Rover zu.

Ich stand schon neben dem Wagen und reckte mich. Es hatte mir gut getan, aussteigen zu können.

Sir James blieb vor mir stehen. Er trug natürlich seinen Bowlerhut, den brauchte er auch im Fahrzeug nicht abzunehmen, es war hoch genug gebaut. »Alles okay, John?«

»Natürlich, Sir.«

»Gut.« Er drehte sich und schaute schräg nach vorn. Seine Hand wies in Richtung Osten. »Noch eine Viertelstunde, dann sind Sie erlöst. Aldridge Manor liegt ziemlich einsam. Bis zum nächsten Ort sind es mehr als fünf Meilen.«

»Was ist dazwischen?« fragte ich.

»Gelände und Umgebung.«

»Also Wald und Wiese. Felder, vielleicht Sumpf.«

Er lächelte knapp. »Von jedem etwas. Aber keine Sorge, auf Aldridge Manor sind wir gut aufgehoben. Es wird Ihnen an nichts mangeln. Die Speisen sind ebenso perfekt wie die Weine.«

»Und der Whisky?«

Sir James schmunzelte. »Der auch.«

»Da ich ja außer Dienst bin, werde ich mir ein Schlückchen genehmigen. Übrigens, Sir, was sagen Ihre Freunde aus dem Club?«

»Sie zeigten sich zunächst etwas verwundert. Die Wahrheit habe ich ihnen nicht gesagt, um sie nicht zu verunsichern. Sie sollen zwei schöne Tage erleben.«

»Für was halten sie mich?«

»Sie wissen schon, wer Sie sind und haben es auch akzeptiert.«

»Sprechen Sie ihnen meinen Dank aus, Sir. Ich weiß es zu schätzen, daß ein nicht geadelter Mensch akzeptiert wird.«

»Ach – hm, reden Sie nicht so. Wir sehen uns dann gleich.« Er nickte und ging zurück.

Die anderen Gentlemen waren im Wagen sitzengeblieben. Ich hatte sie mir beim Treffen ansehen können.

Sir Winston gehörte zu den Übergewichtlern. Er schleppte viel Fett mit sich herum. Der Kopf erinnerte mich an eine Kugel, die Wangen glänzten rosa, der Mund war klein, der Hals dick, der Bauch eine Kugel. Wenn er ging, bildeten die Arme regelrechte Halbkreise, die sogar auf- und niederschwangen.

Sir Arthur war genau das Gegenteil.

Besonders groß und mit einer etwas gelblichen Gesichtsfarbe, die auf

ein Leberleiden schließen ließ. Die Augen blickten traurig. Er trug eine Brille. Sein dichtes, braunes Haar war exakt gescheitelt – wie das bei Prinz Charles.

Dann war da noch Sir Peter. Ein Typ, wie man ihn an der Côte d'Azur erleben konnte. Typ: älterer Playboy mit Geld, der auf junge Mädchen steht. Auf seiner Oberlippe wuchs ein heller Bart, der aussah wie ein Strich. Ich konnte mir vorstellen, daß er lieber zweibeinige Hasen jagte als die mit vier Beinen.

Bald schon rollten wir von der normalen Straße ab und erreichten das Revier. Ein Gebiet, in dem die Gentlemen jagen wollten. Ich hatte von dieser »Sportart« nicht viel Ahnung und wußte deshalb auch nicht, wann Jagdgründe positiv zu bewerten waren, jedenfalls gefiel mir persönlich die Landschaft gut.

Der Mischwald sah noch gesund aus. Er wechselte sich ab mit einer Heidelandschaft, bewachsen mit Büschen, Bodenpflanzen und grünen Grasteppichen. Daß sich in dieser Gegend Tiere wohl fühlten, konnte ich mir vorstellen.

Wahrscheinlich gehörte dieses Gelände bereits Theo Aldridge, aber wo lebte er?

Das sah ich sehr bald. Der Rolls vor mir war nach rechts geschwenkt. Wuchtig, schwer, trotzdem auf irgendeine Weise unnachahmlich hatte er die Kurve genommen.

Freie Sicht auch für mich.

Ich sah das Haus.

Keine Burg, kein Schloß, eher ein Landhaus. Aber was für ein Gebäude. Prächtig erhalten, aus Backsteinen erstellt, wie ein Kunstwerk aussehend. Große Fenster rissen Lücken in das Gemäuer. Die Rahmen leuchteten unschuldig weiß und glänzten, als wären sie erst am gestrigen Tag gestrichen worden.

An der Westseite hatten Kletterpflanzen ihren Platz gefunden.

Gierig rankten sie sich in einem wahren Dschungel an der Außenfront bis unter das Dach.

Es gab keine gepflegte Auffahrt innerhalb eines von Menschenhand angelegten Parks, das hätte überhaupt nicht in die Gegend hineingepaßt, statt dessen rollten unsere Wagen vor dem Gebäude und neben der breiten Treppe aus.

Meiner Ansicht nach paßte der elegante Rolls nicht in die etwas rustikale Kulisse. Wer hier jagte, der traf es nur ursprünglich an. Da wuchs der Wald noch so, wie er wachsen sollte.

Den Rover hatte ich im angemessenen Abstand angehalten – man weiß schließlich, was sich gehört – und war ausgestiegen.

Auch die vier Gentlemen hatten den Wagen verlassen. Sie drehten sich wie auf Kommando der Eingangstür zu, deren Holz den Farbton von Tannennadeln besaß.

Sie war aufgezogen worden. Zwei junge Männer traten auf die Treppe. Gekleidet als Butler machten sie einen sehr vornehmen Eindruck.

»Das Gepäck der Gentlemen, bitte.«

»Holen Sie es aus dem Kofferraum«, sagte Sir Winston mit einer nasal klingenden Stimme.

»Sehr wohl, Sir.«

»Und geben Sie bei den Waffen acht.«

»Selbstverständlich, Sir.«

Die beiden Hausdiener luden den Kram aus. Große Koffer, sehr sperrig und viereckig, aber der Rolls schluckte alles. Während die Hausdiener ausluden, erschien er.

Ein Mensch, ein Pferd – eben Theo. Sir James hatte ihn mir beschrieben, deshalb war ich von seinem Aussehen nicht mehr überrascht. Dennoch wunderte ich mich darüber, wie ein Mann diese extreme Ähnlichkeit mit einem Pferd aufweisen konnte.

»Herzlich willkommen, meine Freunde!« rief er. Ausgebreitet hatte er die Arme, als er dicht vor der Tür auf dem obersten Treppenabsatz stehenblieb.

Dann kam er die Stufen hinab. Zum Glück galoppierte er nicht und ging wie ein Mensch.

Man begrüßte sich, wie Gentlemen es eben tun. Etwas steif, dennoch freundlich.

Mich schaute Theo dann skeptisch an. »Gehört dieser Mann zu Ihnen?« wurde die Runde gefragt.

Sir James gab Antwort. »Das ist Mr. John Sinclair. Er wird uns bei der Jagd zuschauen.«

»Ein Debütant?«

»So ähnlich.«

»Aha.« Theo überlegte noch, ob er mich begrüßen sollte. Er trug grüne sportliche Kleidung, dazu Stiefel und unter dem Jackett ein kariertes Hemd.

Ich war mittlerweile von einem der Hausdiener angesprochen worden, weil der Knabe sich um mein Gepäck kümmern wollte.

»Lassen Sie mal, das trag ich selbst.«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Ich wuchtete den Koffer aus dem Wagen. Erst jetzt kam der Hausherr, um mich zu begrüßen.

»Ich bin kein Sir«, sagte ich. »Sie können also gewisse Floskeln lassen.«

Das ›Pferd‹ grinste. »Ich habe verstanden.« Er schaute mich scharf an und senkte seine Stimme. »Sie gehören also zu Sir James?«

»Ich kenne ihn.«

»Dann haben Sie auch meine Nachricht vernommen?«

»Kann sein.«
»Das ist gut«, sagte er, lächelte und drehte sich militärisch knapp um, damit er sich seinen Gästen widmen und sie in das Haus führen konnte. Ich machte den Abschluß und stiefelte hinter den Männern her.
Theo Aldridge führte uns in eine sehr große Diele, schon fast eine Halle. Sie wirkte gemütlich, denn wo ich hinschaute, sah ich Holz.
Auch im Kamin, wo jetzt kein Feuer brannte.
Sir Peter, der Playboy-Verschnitt, hatte eine Hand in die Tasche seiner karierten Jacke geschoben. »Sagen Sie mal, Theo, haben wir wieder die gleichen Zimmer?«
»Das versteht sich.«
»Wunderbar, ich brauche ein Bad.«
Sir Arthur, der Dünne, drehte sich um. »Aber bleibe nicht zu lange in der Wanne, wir wollen heute noch jagen.«
»Alles klar.«
Die Hausdiener führten die Herrschaften über die breite Treppe aus Mahagoni in die erste Etage. Ich wußte nicht so recht, wohin ich gehen sollte und blieb noch in der Halle stehen.
Theo kam zu mir. »Ah, Mr. Sinclair, Sie kennen sich hier ja nicht aus.«
»So ist es.«
»Ich bringe Sie dann zu Ihrem Zimmer.«
»Danke.«
Auch wir gingen hoch. Nur mußte ich in die zweite Etage gehen, wo meine Räume lagen.
Bad, Toilette, Schlafzimmer und ein Wohnraum gehörten dazu.
Schon eine kleine Wohnung.
Sehr gediegen eingerichtet. Natürlich im Landhausstil und entsprechend rustikal.
»Gefällt es Ihnen, Mr. Sinclair?«
Ich nickte. »Doch – ja, es ist sehr gut. Damit hätte ich nicht gerechnet. Vielen Dank!«
»O bitte.« Er kam auf mich zu. Ich roch sein herbes Parfüm oder Rasierwasser. »Es hat sich nichts Neues ergeben, Mr. Sinclair.«
»Sie haben keinen Brief oder eine andere Nachricht bekommen?«
»Nein.«
»Das ist gut. Haben Sie denn einen Verdacht?«
Er bewegte seine nüsternartigen Nasenlöcher. »Nein, den habe ich nicht. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Es klingt nach einer Rache, nur wüßte ich nicht, wer sich bei mir rächen sollte.«
»Meist liegt so etwas in der Vergangenheit begraben.«
Er fürchte die breite Stirn. »Die ist sauber!«
Theo hatte so schnell geantwortet, daß ich schon mißtrauisch wurde.

Ich sagte allerdings nichts, sondern ließ ihn kommen. »Ja, dann werden Sie wohl auch jagen?«

»Kaum. Ich schaue mich nur im Gelände um. Es könnte ja sein, daß irgendwo ein Heckenschütze lauert.«

Er verlor etwas Farbe. »Der mir in den Rücken schießen will.«

»Wer diese Briefe oder Bänder schickt, dem ist alles zuzutrauen.«

»Das meine ich auch.« Er nickte. »Ich habe Sir James um eine Stimmen-Analyse gebeten. Ist dabei etwas herausgekommen?«

»Soviel ich weiß, nicht. Die Analyse ist auch nicht fertig geworden. Wir hatten keine Zeit mehr. Außerdem hat jemand seine Stimme verstellt, das geht ja auch.«

»Gut.« Er nickte mir zu. »Ich darf Sie dann zu einem kleinen Imbiß vor der Jagd einladen. Das Personal richtet alles in der Halle.«

»Das ist nett, danke. Hunger habe ich nämlich auch.«

»Theo! Sind Sie da?«

Bisher hatte ich in diesem Haus keine Frau zu Gesicht bekommen.

Die Fragerin war eine Frau. Sie klopfte gegen die offenstehende Tür und betrat das Zimmer.

Ich hielt die Luft an. Eine derartige Schönheit hätte ich hier nicht erwartet. Die junge Frau sah aus wie eine Südländerin. Ihr lackschwarzes Haar besaß einen seidigen Glanz. Es fiel glatt bis auf die Schultern. Ein helles Gesicht malte sich darunter ab. Dazu gehörten zwei große Augen, die mich etwas erstaunt musterten, und mir kam es vor, als hätte mich die Person hier nicht erwartet. Sie trug glatte Jeans und einen dünnen Pullover. »Guten Tag«, sagte sie mit einer dunklen, angenehm klingenden Stimme und entschuldigte sich sofort. »Sorry, Theo, ich wußte nicht, daß Sie nicht allein hier im Raum sind.«

»Das macht nichts, Evita. Dann kann ich Ihnen gleich Mr. John Sinclair vorstellen.«

»Ein neuer Gast?«

»Genau, die Gentlemen haben ihn mitgebracht. Mr. Sinclair ist auf dem Gebiet der Jagd ein Neuling. Er möchte seine ersten Erfahrungen bei uns sammeln.«

Ich jagte zwar auch, aber ein anderes Wild. Meist zweibeinig und von der Hölle angehaucht. Das allerdings brauchten sie nicht zu wissen.

Theo sprach weiter. Ich erfuhr den Namen der Person. Sie hieß Evita Tijon.

»Hört sich spanisch an.«

»Ist es auch. Meine Vorfahren waren Spanier.«

»Evita hat bei mir die Aufgabe als Hausdame übernommen«, sagte Theo und nickte ihr lächelnd zu.

»Ah ja, Hausdame.« Ich konnte mir ein Grinsen kaum verkneifen, aber man soll ja nichts Böses denken.

Evita hob die Schultern. »Ich werde dann gehen und mich um den Imbiß kümmern.«

»Das ist nett.«

Sie lächelte noch einmal und schwebte davon.

»Ein sehr hübsches Mädchen«, sagte ich. »Da haben Sie Glück gehabt, Mr. Aldridge.«

»Ach – sagen Sie Theo, wie jeder hier. Aber Sie haben recht. Evita ist wirklich außergewöhnlich. Nicht nur, was ihre Schönheit anbelangt. Sie ist einfach Klasse, kann alles und hält das Haus hier in Schuß! Ich lernte sie in London kennen, es war ein Zufall.«

»Daraus ergibt sich manchmal das Beste.«

»Sie sagen es, John.« Er schaute auf die Uhr. »Für mich wird es Zeit. Ich muß mich noch um einige Dinge kümmern. Gestern hat uns jemand bei Nacht und Nebel verlassen.«

»Wer denn?«

»Ein Angestellter. Er hieß Falsett. Heute morgen war er nicht mehr aufzutreiben. Hatte wohl keine Lust. Aber so ist das nun mal mit dem Personal. Der sitzt bestimmt wieder in seinem Dorf und läßt sich die Hucke vollaufen. Bis gleich dann.«

»Natürlich.«

Theo ging, und ich dachte über ihn nach. Besonders sympathisch war er mir nicht. Ich wollte nicht voreingenommen sein und ihm eine Chance geben.

Zunächst packte ich meinen Koffer aus. Viel hatte ich nicht mitgenommen. Besonderen Wert legte ich auf die wetterfeste Kleidung, die auch im Gelände stimmte. Die braune Lederjacke würde auch Regen abhalten. Auf einen Parka konnte ich deshalb verzichten.

Das wenige aus dem Koffer räumte ich in einen großen Schrank, wo sich die Sachen verloren.

Dann schaute ich mir die anderen Räume an. Bad und Toilette waren voneinander getrennt.

Ein großes Bad mit allem Komfort. Es war an alles gedacht: an Duschgel, Badeschlappen, Badetücher… Die Fliesen schimmerten in einem seegrünen Farbton. Sie paßten in diese etwas ländliche Umgebung.

Im Schlafzimmer stand ein großes Doppelbett. Zur Hälfte war die Decke zurückgeschlagen. Telefon gab es im Schlafraum ebenso wie im Wohnzimmer.

Die Fenster sagten mir ebenfalls zu. Ausblick hatte ich auf eine Wiese und den Wald dahinter. Birken, Fichten, auch Buchen und Eichen sah ich. Alles wuchs durcheinander. Die Blätter waren müde geworden, hatten sich schon verfärbt.

Durch Stürme und starke Winde waren Zweige abgerissen worden, die auf der Erde verstreut herumlagen.

Zwei von ihnen – sie glichen bereits Stämmen – lagen dicht nebeneinander, als wären sie von einem pedantischen Menschen so hingelegt worden.

Die fielen direkt auf.

Da mich die Scheibe etwas irritierte, öffnete ich das Fenster und beugte mich nach draußen.

Jetzt konnte ich die dicken Zweige besser erkennen und wurde plötzlich blaß.

Nein, Zweige oder dünnere Stämme waren das nicht. Das waren Beine!

Ich wußte Bescheid. Am Waldrand lag jemand, der entweder tot oder bewußtlos war…

***

Wenn es nicht so ungewöhnlich gewesen wäre, hätte ich noch gegrinst. Statt dessen bekam ich eine leichte Gänsehaut und dachte daran, daß ich mit einem derartigen Empfang nie im Leben gerechnet hätte. Ein Toter oder Bewußtloser in dieser Idylle.

Das war nicht normal.

Ein anderer hätte vielleicht den Hausherrn alarmiert, ich aber wollte der Sache auf den Grund gehen. Bevor ich mich zurückziehen konnte, geschah etwas anderes.

Die Beine bewegten sich!

Nicht daß der Mann aufgestanden wäre, nein, sie verschwanden aus meinem Blickfeld. Sie wurden in das Unterholz hineingeschleift.

Es war in Höhe des Oberkörpers leider so dicht, daß ich es nicht mit den Blicken durchdringen konnte.

Wie in einer Zeitlupenaufnahme schleiften die Beine und Hacken der Schuhe über den Boden.

Dann waren sie weg!

Und ich ebenfalls, denn mich hielt nichts mehr am Fenster. Das Zimmer durchquerte ich rennend, den ersten Treppenabsatz nahm ich auch noch sehr eilig, dann riß ich mich zusammen, weil ich Stimmen hörte.

Sir James und Sir Peter hatten sich in der Halle eingefunden und sprachen miteinander.

Obwohl ich innerlich auf 80 war, zwang ich mich dazu, völlig normal die Stufen hinabzusteigen, und so durchquerte ich auch die Halle in Richtung Tür.

Für die bereits aufgebauten Speisen und Getränke hatte ich keinen Blick. Die beiden Männer standen da und hielten schlanke Champagnergläser in den Händen.

»Sie wollen weg, John?« erkundigte sich Sir James.

»Ja, ich möchte mich draußen einmal umschauen.«

»Gut, nur bleiben Sie nicht zu lange, sonst müssen Sie noch hungern. Das wäre nicht gut.«

»Ich weiß, Sir.«

Erst als ich nicht mehr beobachtet wurde, begann ich zu rennen.

Geduckt huschte ich an der Frontseite des Hauses entlang und ärgerte mich darüber, daß es so breit gebaut war.

Als ich den schmalen Weg an der Seite fand und schließlich die Rückseite erreicht hatte, war von den beiden Beinen nichts mehr zu sehen. Ich hatte mir die Stelle genau gemerkt, wo die Füße aus dem Unterholz hervorgeragt hatten.

Spuren sah ich. Das Gras war »plattgewalzt«. Die Hacken hatten in der Erde Streifen hinterlassen. Ich konnte den Weg verfolgen und geriet sehr bald in sperriges Unterholz. Ich räumte den Weg frei. An der Stelle vor mir hätte die Leiche normalerweise liegen müssen. Da lag sie aber nicht.

Ich war leicht sauer. Soviel Zeit hatte der Unbekannte auch nicht gehabt, um den Toten wegzuschaffen. Aber der Mann lag nicht mehr da. Wo konnte er nur stecken?

Ich suchte weiter. Weicher Boden schluckte meine Schuhe. Gras streichelte mich hoch bis zu den Knien. Ich bahnte mir den Weg frei, ohne allerdings den Mann entdecken zu können.

Der war tatsächlich verschwunden und hatte auch keine Spuren hinterlassen. Ebensowenig wie die Person, die ihn aus meinem Sichtbereich geschleift hatte.

Das gefiel mir alles nicht. Vor einer kleinen Wand aus Nadelbäumen blieb ich stehen und überlegte. Wenn jemand einen Toten durch den Wald schleifte, hatte er mit dem Bewuchs große Mühe. Es sei denn, es gab einen Pfad oder ein Versteck in der Nähe.

Nach beidem suchte ich vergebens. Kein Pfad, kein Versteck und keine Leiche.

Da war nicht nur einiges faul, sondern verdammt viel. Ich kam mir irgendwie auf den Arm genommen vor. Gleichzeitig war ich froh, mitgefahren zu sein. So idyllisch und romantisch die Gegend auch wirkte, einiges stimmte hier nicht.

Nach einer Viertelstunde gab ich die Sucherei auf. Ich bahnte mir den Weg zurück, schaute hoch zum hellblauen Himmel und sah weit oben einige Greifvögel kreisen.

Die hatten bessere Augen als ich. Wahrscheinlich hätten sie mir sagen können, wo ich die Leiche suchen mußte.

Als ich die Halle betrat, waren die Gentlemen versammelt. Auch die beiden Hausdiener standen an strategisch günstigen Stellen, um eingreifen zu können, wenn jemand einen Wunsch hatte. Die Augen der Männer wirkten irgendwie leer.

Evita war auch da. Sie schenkte ein oder legte kalten Braten, sowie

Lachs und Heringe auf die Teller.
Das Mädchen hatte sich umgezogen. Ein grünes Kleid mit viereckigem Ausschnitt ließ die Ansätze der Brüste erkennen. Sir Peter stand nicht weit entfernt. Er zog schon seine Schau ab und ließ seinen Charme spielen.
Für einen Moment begegneten sich meine und die Blicke des Mädchens. Evita lächelte knapp und auch erleichtert, als ich zu ihr ging und sie von Sir Peter ablenkte.
»Was darf es denn sein, Sir?«
»Lachs, bitte.«
»Champagner auch?«
»Ja, ein Glas.«
Ich bekam den Graved Lachs, dazu eine pikante Senfsoße und entschied mich noch für einen süßsauer eingelegten Hering.
Sie wünschte mir einen guten Appetit. »Danke, Evita, den werde ich schon haben.«
»Falls Ihnen irgendwelche Sonderwünsche in den Sinn kommen, wenden Sie sich bitte an mich.«
»Selbstverständlich. An wen sonst wohl?«
»Gilt das auch für mich?« fragte der adelige Playboy-Verschnitt, der unsere Unterhaltung verfolgt hatte.
»Natürlich, Sir. Jeder ist gleich.«
»Kann ich nicht etwas gleicher sein?«
»Nein, Sir.«
»Ich werde mal mit Theo reden. Bis später.« Er ging.
Ich bemerkte den eiskalten Blick, den Evita ihm nachschickte. Da schimmerte schon Haß mit durch. Hier bahnte sich etwas an. Mit Glas und Teller zog ich mich in eine ruhige Ecke zurück, wurde aber durch Sir James gestört, der sich neben mich setzte.
»Sie waren lange draußen, John…«
»In der Tat, Sir.«
»Hat es etwas Besonderes gegeben?«
»Das kann man sagen. Wahrscheinlich einen Toten, Sir.«
Das Stück Hering auf den Gabelspitzen begann plötzlich zu zittern, weil auch die Hand des Superintendenten nicht ruhig blieb. Er saß plötzlich sehr steif, dann sank die Hand nach unten, das Stück Hering fand wieder seinen Weg auf den Teller, aber nicht in den Mund des Mannes. Ihm war der Appetit vergangen.
»Ich weiß, John, Sie scherzen gern, das ist auch gut. Aber…«
»In diesem Fall nicht, Sir.«
Sir James räusperte sich und schaute in die Halle hinein. Wir saßen so, daß wir sie fast in ihrer Gesamtheit überblicken konnten. Um uns kümmerte sich niemand.
Sir Arthur, Sir Winston und Theo standen zusammen. Sie sprachen

über die Jagd, während Sir Peter noch immer versuchte, bei Evita Tijon zu landen. Sein Schäkern wirkte schon peinlich.

»Sie können reden, John.«

Das tat ich gern. Sir James hörte aufmerksam zu, ohne einen Bissen anzurühren. Auch das mit Weißwein halb gefüllte Glas leerte er nicht weiter.

Ich war mit meinem Bericht sehr schnell fertig. »Jetzt sind Sie an der Reihe, Sir.«

Mein Chef nickte. »Es ist nicht einfach, etwas darüber zu sagen. Können Sie sich getäuscht haben?«

»Nein!«

»Ja, Sie haben gute Augen. Aber Sie wissen nicht genau, ob der Mann tot war?«

»Das gebe ich zu.«

»Dann kann er auch…« Sir James schüttelte den Kopf. »Was ergäbe das für einen Sinn? Da liegt jemand und wird hastig in ein Gebüsch gezerrt und versteckt. Weshalb? Wer hat Interesse daran, den Toten oder auch Nichttoten zu verbergen?«

»Keine Ahnung.«

Sir James schmunzelte. Er aß wieder, dabei fragte er: »Wie sieht es mit einem Verdacht aus?«

»Der ist mehr als vage.«

»Reden Sie trotzdem.«

»Gut, ich will es Ihnen sagen. Es geht um einen Verschwundenen. Theo berichtete mir, daß einer seiner Angestellten in der vergangenen Nacht gegangen sei. Bisher ist er nicht wieder aufgetaucht.«

»Interessant. Und wie reagierte Theo weiter?«

»Der Mann stammt aus dem nahen Ort. Theo glaubt, daß er dort im Wirtshaus sitzt und trinkt.«

»Möglich ist es.«

»Es kann aber auch sein, Sir, daß dieser Tote mit dem Mitarbeiter identisch ist.«

»Ja, so sehe ich das auch. Haben Sie Spuren entdeckt? Blut vielleicht?«

»Nicht mit dem bloßen Auge.«

»Wie ich Sie kenne, wollen Sie die Entdeckung für sich behalten – oder?«

»Vorerst.«

»Das ist gut.«

Theo kam zu uns. Auch er wollte mit auf die Jagd und trug bereits die wetterfeste Kleidung. »Sorry, wenn ich störe, aber ich bin der Meinung, daß wir losgehen sollten.«

»Ja, das ist gut, Theo!« stimmte der Superintendent zu.

»Außerdem habe ich veranlaßt, daß wir am frühen Nachmittag noch

ein kleines Picknick in der freien Natur machen. Meine Angestellten bereiten alles vor.«

»Sie sorgen für uns wie eine Mutter.«

»Das ist meine Pflicht.«

Sir James stellte den Teller und sein Glas zur Seite. »Haben Sie schon einen Weg erkundet, den wir nehmen können?«

»Ja, Sir James. Ich schlage vor, daß wir zunächst in das Sumpfgebiet gehen.«

»Wegen der Enten?«

»Richtig.«

»Dann müßten wir zunächst die Schrotflinten nehmen.«

»Es steht alles bereit. Wer nicht laufen will, kann sich Hank anschließen. Er nimmt den Geländewagen.«

»Ich werde laufen.«

»Die anderen wohl auch.«

Die Gentlemen waren zufrieden. Sir Winston hatte die Hände auf seinen runden Bauch gelegt. »Mein lieber Mann, das war ein Essen.«

»Ja, sehr gut«, stimmte Sir Arthur zu.

Der dritte im Bunde, Sir Peter, gab keinen Kommentar. Er stand noch immer in Evitas Nähe. Erhört worden war er wohl nicht, dazu wirkte ihr Gesicht zu abweisend.

Wir verließen die Halle. Ich ging als letzter und schaute zu, wie Evita alles zusammenräumte. »Lieben Sie die Jagd auch?« fragte ich.

Sie blieb stehen. »Ich hasse sie im Prinzip. Aber manchmal kommt es darauf an, wen man jagt.«

»Damit haben Sie recht. Wen würden Sie denn jagen, Evita?«

»Keine Ahnung. Mir tun die Tiere nur leid, obwohl ich einsehe, daß Rotwild geschossen werden muß, um den Wald vor weiteren Schäden zu bewahren. Hasen ebenfalls, aber Enten?« Sie hob die Schultern. »Werden Sie auch jagen, John?«

»Nein, keine Tiere.«

Evita hatte verstanden. »Was dann?«

»Keine Ahnung. Ich bin nur mitgekommen, weil ich gebeten worden war.«

»Von Sir James, nicht?«

»So ist es.«

Sie kam näher. Ihr Gang war wiegend. Bei jedem Schritt schob sie den Unterkörper etwas vor. Ob es Berechnung war, konnte ich nicht sagen. Dicht vor mir blieb sie stehen. »Darf ich Ihnen noch eine letzte Frage stellen, Mr. Sinclair?«

»Bitte.«

»Ich hörte, daß Sir James zu den mächtigen Männern bei Scotland Yard gehört. Stimmt das?«

»Das ist richtig. Aber seien Sie froh, einen Polizisten im Haus zu

haben. Oder mögen Sie Polizisten nicht?«

Sie verzog die vollen Lippen, deren Konturen mit einem matten Stift nachgezogen worden waren. »Sagen wir so, Mr. Sinclair, ich stehe ihnen neutral gegenüber.«

»Das ist gut.«

»Viel Spaß noch.« Hastig drehte sie sich um. »Und geben Sie acht, daß die Kugeln nicht in Ihre Richtung fliegen.«

»Kann das auch passieren?«

»Natürlich. Haben Sie noch nie etwas von Jagdunfällen gehört? Sie wollen in den Sumpf, der ist tückisch.«

»Man kann ihn also nicht durchwaten?«

»Nein, Sie müssen sich schon auf die Boote verlassen, die für Sie bereitliegen.«

Sir James kam und fragte, ob ich wirklich mitwollte.

»Ich komme, Sir.«

Die anderen warteten vor dem Haus. Sie wirkten auf mich wie verkleidet. Nur die Stiefel akzeptierte ich, die brauchte man in dem Gelände. Ich hatte mir hohe Schuhe mit dicken Gummisohlen übergestreift und hoffte, damit klarzukommen.

Jeder der Hobbyjäger war mit zwei Gewehren bewaffnet. Über der einen Schulter trugen sie normale Repetiergewehre, über der anderen die Schrotflinten für die Entenjagd.

»Horrido!« rief der dicke Sir Winston. »Auf geht's, Kameraden, die Enten warten schon!«

Das glaubte ich ihm zwar nicht, ich sprach auch nicht dagegen.

Mit gemischten Gefühlen schloß ich mich der Gruppe an…

***

Es waren genügend Boote vorhanden. Jeder konnte sich eines nehmen. Sie lagen dort, wo ein Steg in das Sumpfgewässer hineinführte und neben ihm ein primitives Bootshaus stand, das zum See hin geöffnet war.

Nicht jeder wollte allein unterwegs sein. Sir Winston und Sir James teilten sich ein Boot. Sir Peter wollte allein rudern, Sir Arthur mit Theo. Ich blieb lieber allein.

»Dann wäre ja alles klar«, sagte Theo, bevor er sich an mich wandte. »Sie kennen sich in der Rudertechnik aus?«

»Gewiß.«

»Gut. Und erschrecken Sie sich nicht, wenn es knallt.« Er lachte über seinen eigenen Witz.

Ich ließ den anderen den Vortritt und wartete, bis die drei Boote auf den See gerudert wurden.

Ein flaches Gewässer, allerdings auch verzweigt. Breite und schmale Schilfgürtel wuchsen in den See hinein. Sie mußten umfahren werden

und waren auch so hoch, daß sie die Männer in den Booten von den Blicken anderer schützten.

Ein Sumpfsee mit zahlreichen Ecken, Inseln, Buchten und kleinen Verstecken, auch für Tiere.

Auf der Herfahrt war der meiste Nebel von den Strahlen der Sonne weggedampft worden. Eine Ausnahme bildete das Gewässer.

Über dem grün-braun schimmernden Wasser hingen auch jetzt noch leichte Dunstschwaden, die mich an dünne Tücher erinnerten. Sie waren nie sehr dicht, stets durchsichtig, aber sie trübten ein wenig den Blick.

Ich hatte meinen Kahn noch nicht losgetäut. Die anderen, schon weit draußen, waren in die leichten Dunstschwaden eingetaucht und wirkten wie kompakte Gespenster.

Jemand schoß, als ich die Leinen löste. Das Echo hörte sich dumpf an, aber der Schuß erreichte seine Wirkung.

An einer Stelle flatterten Vögel hoch, unter ihnen befanden sich auch Flugenten, die nicht so hochsteigen konnten wie die anderen Vögel. Ziemlich flach flogen sie über das Wasser – und in das Krachen der Schrotladungen hinein.

Drei Tiere flogen nur mehr taumelnd weiter. Verzweifelt versuchten sie noch, sich in der Luft zu halten, gerieten stärker ins Trudeln und schlugen irgendwo in das Schilf.

Da hatten die Jäger wirklich einen tollen Sieg errungen, auf den sie stolz sein konnten.

Sie selbst brauchten sich um die erlegten Tiere nicht zu kümmern.

Das besorgten Theos Mitarbeiter.

Ich ruderte ruhig und gleichmäßig. Die Blätter stachen in das grüne, auch unergründlich scheinende Wasser, ohne viel Spritzer hochzuschleudern. Über dem See hing die Feuchtigkeit. Sie klebte an meiner Lederjacke wie ein dünnes Tuch.

Vor mir erschien ein Schilfgürtel. Wie eine lange, grüne, schmale Nase stach er in den See. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu umrunden, denn auf der anderen Seite des Gürtels hoffte ich, ein ruhiges Plätzchen für meine Beobachtungen zu finden.

Der See war ein Paradies für Frösche und andere Wassertiere.

Winzige Fische huschten dicht unter der Oberfläche schattengleich weg und schnappten hin und wieder nach Mücken.

Ich bekam meinen Kahn nicht mehr ganz heran und streifte deshalb außenbords am Schilf entlang. Die Stäbe zitterten. Zwischen ihnen schaute Gras aus dem Wasser.

Ich ruderte weiter bis zum Ende des Gürtels und gelangte auf die andere Seite.

Hier sah das Wasser dunkler aus. Vom Boden her waren Schlamm und Algen aufgewirbelt worden. Sie hatten sich zusammengeklumpt

und trieben lautlos an mir vorbei.
Wieder donnerten die Schrotflinten auf. Vogelschwärme erhoben sich in die Luft und verdunkelten einen Teil des blauen Herbsthimmels.
Von irgendwoher hörte ich ein Lachen. Wenn mich nicht alles täuschte, war es Sir Peter gewesen.
Nach dieser Jagd sollte ein Picknick gemacht werden. Abschließend ging es ins Gelände. Da wurden dann Hasen und auch Rebhühner geschossen. Mir paßte das überhaupt nicht.
Ich dachte wieder an den Toten. War er möglicherweise indirekt das erste Opfer der Jäger geworden? Oder steckte noch ein anderes Motiv dahinter?
Die Ruhe umgab mich wie ein Tuch. Nur hin und wieder hörte ich etwas von den anderen. Mal einen lauten Ruf, ein Kommando, auch Schüsse, die schnell verklangen.
Über meinem Kopf rauschte ein Schwarm dunkler Vögel hinweg.
Der See war unruhig geworden. Die kleinen Wellen rollten auch gegen das Schilf und ließen es zittern.
Links von mir lag das Ufer. Ein flacher Streifen, bewachsen durch hohes Gras und auch mit Moos, das als Teppich auf dem Boden lag.
Nicht weit wuchs dichtes Gestrüpp, das mich an dornige Brombeersträucher erinnerte.
Mein Boot schaukelte leicht. Wenn ich mich hinstellte, schaute ich über den grünen Gürtel hinweg. Am anderen Ufer schwamm ein mit zwei Männern besetzter Kahn dahin. Auch er schien im leichten Dunst festzuhängen wie in einem Netz.
Im Moment war Ruhe eingetreten. Ich wußte nicht, wie viele Enten ihr Leben verloren hatten, hoffte allerdings, daß es jetzt mit der Jagerei reichte.
Verdächtige Dinge erkannte ich nicht. Die Ruhe blieb, aber sie kam mir unnatürlich vor. Hätte ich den Toten nicht gesehen, wären mir diese Gedanken bestimmt nicht gekommen. So aber hatte ich das Gefühl, vor dem verschlossenen Tor der Hölle zu stehen, das sich jeden Moment überraschend öffnen konnte, um das Grauen auszuspeien.
Es war so still, daß ich meinen eigenen Herzschlag sehr deutlich hören konnte. Im Kopf spürte ich einen leichten Druck. Nicht weit entfernt, vielleicht zwanzig Yards vom Ufer weg, schaute eine Insel wie ein Buckel aus dem See hervor.
Auch dieses Stück Sumpfland schimmerte in einer dunklen Farbe.
Meistens Grün, aber vermischt mit satten Brauntönen, die wie Streifen wirkten. Wellen rollten heran.
Diesmal stärker und breiter. Das Boot begann zu schwanken. Ich sah zu, daß ich mich auf die Bank setzte.
Meine Unruhe wurde schlimmer. Bisher hatte ich die Ursache für die

neuen Wellen nicht entdecken können. Boote fuhren nicht in der Nähe vorbei, und es war auch niemand aus dem Wasser gestiegen.

Weshalb dann die Wellen?

Ein Gurgeln und Schmatzen unterbrach die Stille. Nur eine Körperlänge von meinem Boot an der Steuerbordseite entfernt. Und dort tat sich tatsächlich etwas.

Das grüne Wasser war in Bewegung geraten. Es brodelte auf und bildete an der Oberfläche dichte Schaumblasen. Ein Trichter entstand, in dem sich etwas bewegte.

Ich konnte nur soviel erkennen, daß es sich dabei um einen dunklen Gegenstand handelte.

Und der schoß plötzlich hervor.

Selbst ich, der ich nicht so leicht zu erschrecken war, zuckte zusammen und duckte mich aus. Was da die Tiefe des schlammigen Untergrunds verlassen hatte, war ein schwarzes, monströses Geschöpf. Ein Mittelding zwischen Roboter und Untier.

Ich sah das breite Maul, die mörderischen Zähne, die grausam leuchtenden Augen und auch die blassen Haare, die wie Tang auf dem halbrunden Kopf lagen.

Dann kamen die Pranken.

Lange Röhren, mit hakenartigen Greifern an ihren Händen. Sie schlugen mich, verfehlten das Boot jedoch und hämmerten auf die Wasserfläche, die wiederum starke Wellen warf und gegen das Boot schleuderte. Ich klammerte mich mit einer Hand am Rand fest, wollte mit der anderen meine Waffe ziehen, als der Kahn einen Schlag erhielt, der ihn nach Backbord schleuderte.

Diesmal hielt es sich nicht mehr auf der Oberfläche. Es bekam das Übergewicht und kippte.

Einen Moment später schlug auch über mir die Brühe des Sumpfsees zusammen…

***

Sir Peter, der darauf bestanden hatte, allein mit seinem Boot loszufahren, grinste vor sich hin. Wenn er ehrlich sein sollte, schmeckte die Jagd nicht. Das allerdings hatte sich geändert, denn daß er eine Person wie Evita Tijon antreffen würde, damit hatte er nicht gerechnet. Diese Kleine war nicht nur eine, sondern gleich vier Sünden wert. Auch wenn sie ihm die kalte Schulter gezeigt hatte, so war er fest davon überzeugt, daß er die Nacht mit ihr zusammen verbringen würde.

Bisher hatte er noch jede Frau bekommen, die er hatte haben wollen. Auch wenn es gegen einige Scheine gewesen war, das nahm Sir Peter nicht so genau.

Er ruderte seine Strecke weg. Die Flinten lagen neben ihm im Boot.

Ob er sie einsetzen würde oder nicht, das wußte er noch nicht zu sagen. Am liebsten hätte er sich heimlich verdrückt und wäre wieder auf den Landsitz zurückgekehrt, wo Evita noch sein mußte.

Die Idee fand er gar nicht so schlecht. Er mußte nur noch ein Versteck für seinen Kahn finden. Wenn das geschafft war, konnte er sich leicht verdrücken.

Und so ruderte er weiter. Intervallweise sonderte er sich von den anderen Personen ab, suchte die natürliche Deckung der Schilf- und Pflanzengürtel, fand immer wieder Lücken, in die er seinen Kahn hineindrückte und lauschte ansonsten dem Plätschern der Wellen, die an den Ruderblättern vorbeiliefen und auch gegen den Bootskörper klatschten.

An manchen Stellen wuchsen kleine Inseln aus dem See. Vom Ufer aus kaum zu sehen, weil ihre Farbe der des Wassers ähnelte. Oft nur kniehoch bildeten sie ein wahres Paradies für Insekten und anderes Kleingetier, wozu auch die Frösche zählten.

Er erreichte jetzt ein Gebiet, das von mehreren dieser schwimmenden Inseln beherrscht wurde. Dazwischen trieben die breiten Blätter der Seerosen, von Grashalmen beklebt und von Insekten in Besitz genommen.

Wieder donnerten Schüsse auf. Vögel flatterten durch den Dunst in die Bläue des Himmels hinein. Die schwerfälligen Enten erwischte es leider zu oft.

Auch er griff nach der Entenflinte, legte an, zielte, schoß – und fehlte.

Fast zum Greifen nahe flogen die Enten voller Panik über seinem Kopf hinweg.

Er lachte hinter ihnen her und legte das Gewehr zur Seite. Dann ruderte er weiter. Sir Peter schaute sich dabei um. Er suchte das Ufer und auch einen Platz, wo er anlegen konnte. Sich klammheimlich aus dem Staub zu machen und zu Evita zu gehen, das war es, was er brauchte.

Die Inseln rückten näher zusammen. Jedenfalls kam Sir Peter dies so vor, weil Wellen allmählich ausrollten. Das Boot schaukelte leicht, nichts Beunruhigendes für den Adeligen.

Er griff wieder zu den Rudern, tauchte die schmalen Blätter ein, zog sie durch – und kam nicht von der Stelle.

Das Boot hakte, es war von irgendeiner Kraft, die er nicht sehen konnte, gestoppt worden.

Wie konnte das geschehen? Nicht daß Sir Peter die Nerven verloren hätte, er blieb zunächst einmal ruhig sitzen und zog die Ruder ein. Dann schaute er auf das Wasser, sah aber nichts. Eine Decke aus großen Seerosenblättern nahm ihm die Sicht.

Sir Peter wußte nicht, wie es auf dem Grund des Sees aussah. Er

konnte sich vorstellen, daß er mit Schlamm, Tang und Algen gefüllt war. Möglicherweise hatten sich diese unterhalb des Kiels dermaßen verfangen, daß er mit dem Boot nicht freikam.

Wenigstens nicht, wenn er normal ruderte. Dazu brauchte er einfach mehr Kraft.

Wieder tauchte er die Ruderblätter ein, wollte sie durchziehen, als es geschah.

Dicht vor sich hörte er das Splittern. Im gleichen Augenblick riß der Boden auf. Etwas rammte durch die zerstörte Planke und griff nach seinem linken Oberschenkel.

Ein Haken, eine Zange, irgend etwas in dieser Richtung war es, das zunächst den Stoff durchtrennte und auch in sein Fleisch schnitt.

Wie ein Rasiermesser, so scharf war dieser Gegenstand, der sofort eine breite Wunde hinterlassen hatte.

Blut quoll hervor, näßte den Hosenstoff und flöß auch in das grüne Wasser. Sir Peter war von dieser mörderischen Attacke völlig überrascht worden. Er tat nichts, um sich zu wehren, ihm fiel auch nichts ein, und er mußte deshalb mit ansehen, wie ein zweiter, aus der Tiefe hervorhämmernder Schlag weitere Planken zertrümmerte.

Der Adelige kippte nach hinten. Dann begann er zu schreien, weil der Haken noch an ihm festhing.

Sein Schrei war nur kurz. Wasser gurgelte auf ihn zu und drang in seinen offenen Mund.

Zwei Sekunden später war er nur mehr als kleinerer Schatten neben einem gewaltigen unter der Wasseroberfläche zu sehen.

Einige Luftblasen trieben noch hoch, zerplatzten – aus…

Sir Peter würde das Mädchen Evita nie mehr treffen können!

***

Ich hatte gerade noch rechtzeitig den Mund schließen können, damit das grüne, algen- und pflanzenverseuchte Wasser nicht in meinen Mund drang. Daß ich ein Monstrum gesehen hatte, war mir klar, und daß dieses Monstrum mir an den Kragen wollte, stand auch fest. Ich wußte nicht, wie stark es war, deshalb zog ich es vor, zunächst einmal zu verschwinden, und das mußte schnell gehen.

Schräg tauchte ich in die Tiefe. Zwei mächtige Beinschläge reichten aus, um mich den Grund erreichen zu lassen. Die Hände meiner ausgestreckten Arme wühlten im Schlamm. Sie stachen hinein wie in weiches Fett. Das Zeug quoll zu Wolken auf, die Sicht wurde noch schlechter, und ich glitt durch die Schwärze hindurch.

Glücklicherweise hatte ich mir genau merken können, wo das Ufer lag. In diese Richtung schwamm ich, noch die Furcht vor dem Untier im Nacken, bis ich Widerstand fühlte. Meine Hände krallten sich an Schilfrohren fest.

Der Versuch, den Schilfgürtel zu durchbrechen, hätte mir nichts gebracht. Ich wäre möglicherweise nur in Gefahr geraten, deshalb riskierte ich es und tauchte auf.

Das nasse Haar schleuderte ich zurück. Dunkles Wasser rann an meinem Gesicht entlang. Ich spuckte, wischte über meine Augen und stellte mich hin, wobei ich mit den Füßen im Schlick versank und das Zeug auch bis zu den Schienbeinen hochstieg.

Aber ich konnte mich auf der Stelle drehen, schaute zurück, sah das Boot, das kieloben trieb.

Das Monstrum entdeckte ich nicht.

Nur der See befand sich in meiner Nähe in heftiger Bewegung, und auch der dichte Schilfgürtel begann zu tanzen. Aber das Monstrum ließ sich nicht blicken.

Mir war nichts geschehen, bis auf die Tatsache, daß ich pudelnaß geworden war.

Das Wasser reichte mir bis dicht über den Gürtel und berührte fast meine Brust. Ich drehte mich auch weiterhin, mein Blick glitt zum Ufer, wo diesmal kein hellgrüner, harter Gürtel wuchs, aber auch dort hatte sich das Untier nicht verkrochen.

Wenn es die Flucht ergriffen hatte, dann mußte es sich unter Wasser fortbewegt haben.

Ich ließ das Boot, wo es war und watete dem Ufer entgegen.

Klatschnaß, bedeckt mit Algen, Blättern und anderem glitschigen Grünzeug, verließ ich den See, wobei ich mir schon selbst vorkam wie ein Monstrum. Bevor ich endgültig das Trockene erreichte, blieb ich noch mit dem rechten Fuß irgendwo hängen, stolperte, fiel wieder hin, riß mich wütend frei und watete aufs Trockene.

Da stand ich nun, wrang die Kleidung aus, fror natürlich und dachte trotzdem an das Monstrum.

Schwarz und gefährlich war es aus der Tiefe des Sees gestiegen.

Eine Tatsache, oder hatte ich das nur geträumt?

Nein, bestimmt nicht. Als Träumer hatte ich mich noch nie gesehen. Dieses Monstrum war echt gewesen, aber woraus hatte es bestanden?

Das war die große Frage. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Im ersten Moment hatte ich an einen großen Roboter gedacht. Dann war mir ein Echsenmensch aus dem Sumpf eingefallen. Bestückt mit einer schwarzen Reptilienhaut, bösen Augen, einem mörderischen Gebiß und gefährlichen Greifzangen als Hände.

Vielleicht eine Mischung aus Roboter und Dämon?

Ich wußte es nicht. Mein starkes Niesen klang wie eine Explosion in der Stille.

»Gesundheit!«

Nicht ich selbst hatte mir das gewünscht, sondern eine Person hinter mir. Ich flog herum, der andere erschrak so sehr, daß er beide Arme

vorstreckte.
»Mr. Sinclair, was ist mit Ihnen los?«
»Sorry, Theo, aber ich bin in den letzten Sekunden etwas schreckhaft geworden.«
Er lachte leise, kam näher und hielt in der rechten Hand seine Büchse. Dabei schüttelte er den Kopf. »Ich habe Verständnis für jemand, der im Hochsommer ein Bad nimmt, aber ist Ihnen die Wassertemperatur nicht etwas zu niedrig?«
»In der Tat.« Ich grinste ihn an. »Freiwillig habe ich das Bad nicht genommen.«
»Das kann ich mir vorstellen. Eigentlich sind die Kähne ja narrensicher. So leicht kippen sie nicht um. Hin und wieder passiert es schon mal. Eine zu hastige Bewegung, vielleicht noch dazu anlaufende Wellen, dann ist es geschehen.«
»Das kann passieren«, gab ich zu. »Es gibt allerdings auch noch andere Gründe.«
»Tatsächlich?«
»Natürlich. Jemand könnte versucht haben, das Boot umzukippen.«
In Theos Pferdegesicht nahm der Umfang der Augen an Größe zu.
»Aber Mr. Sinclair, das glauben Sie doch selbst nicht. Wer sollte denn Ihr Boot umgekippt haben. Etwa einer von uns?«
»Nein.«
Die folgende Bemerkung sollte wie ein Scherz klingen, sie war es leider nicht. »Dann käme nur ein Seeungeheuer in Frage.«
Es wunderte ihn, daß ich nicht lachte, sondern ihm sogar noch zunickte: »Ja, Theo, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Es war ein Ungeheuer.«
»Ha, ha, ha, ha.« Die ersten beiden Lacher klangen laut, die folgenden wurden leiser, danach verstummte er.
»Kein Witz, Theo!«
»Ja, ja.« Er grinste etwas schief, was sein Pferdegesicht nicht schöner machte. »In diesem See lauern also Ungeheuer?«
»So ist es.«
»Vielleicht haben die mir die Nachricht geschickt und auch auf Band gesprochen.«
»Ich weiß es nicht, aber wir müssen wohl mit allem rechnen, Theo.«
»Ach, das kann ich nicht glauben. Nein, Mr. Sinclair, Sie irren sich. Sie haben vielleicht eine Zusammenballung von Algen oder Tang als Ungeheuer angesehen, aber…«
»Irrtum, Theo. Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Ich will mich nicht auf meinen Beruf als Polizeibeamter berufen, aber es ist tatsächlich so. Ein Seeungeheuer hat mein Boot umgekippt. Ich bin ihm mit knapper Not entkommen.«
»Wo ist es jetzt?«

Ich deutete in Richtung See, nieste noch einmal und vollführte mit dem rechten Arm einen Halbbogen. »Irgendwo unter Wasser, Theo. Es hält sich versteckt.«

»Na ja, wie Sie meinen.« Er schulterte seine Waffe. »Was schlagen Sie jetzt vor?«

»Der See muß geräumt werden, bevor das Monstrum noch einmal zuschlagen kann.«

»Meinen Sie, daß die anderen Gentlemen Ihnen glauben werden?«

»Sir James sicherlich.«

Theo Aldridge räusperte sich. Er wirkte plötzlich nervös und zwinkerte mit den Augen. »Gut, wenn Sie darauf bestehen, lassen wir den See räumen.« Er griff in die Tasche und holte ein Walkie-talkie hervor. »Sorry, aber ich hatte vergessen, Ihnen auch eins zu geben. Ich hätte dann auf meines verzichten müssen.«

»Schon gut, Theo.«

Er zog die Antenne hervor und schaltete den flachen Apparat an.

Was er zu sagen hatte, interessierte mich nicht besonders. Ich schaute mir die Umgebung an.

Spuren waren keine zu finden. Zunächst nicht. Bis ich mich etwas nach Westen entfernte und einen dichten Buschgürtel erreichte, der an einer Stelle regelrecht niedergetrampelt worden war. Er sah aus, als wäre eine Walze hindurchgerast.

Ich stand zitternd da, die feuchten Klamotten auf meiner Haut, und untersuchte die Stelle. Zum Glück schien die Sonne. Sie schickte ihre wärmenden Strahlen gegen meinen Rücken. Das spürte ich sogar durch die dicke Lederjacke.

»Haben Sie etwas gefunden?« Theo war mir gefolgt.

»Ja, hier.«

»Wieso?«

»Den Weg kann das Monster genommen haben, bevor es ins Wasser stieg.«

»Kann – muß aber nicht.«

Er wandte sich ab und ging davon. Sein Benehmen in den letzten Minuten kam mir seltsam vor. Wußte dieser Mann etwa mehr? Ausschließen konnte ich das nicht.

Ich folgte ihm und hatte ihn sehr bald eingeholt. Über einen schmalen Pfad schritten wir durch den Grüngürtel. »Darf ich fragen, wie es weitergeht, Theo?«

»Wir gehen zum Treffpunkt.«

»Wo ist der?«

»An der Nordseite des Sees.« Er schaute mich an. »Vielleicht haben Sie sich bis dahin wieder trocken gelaufen.«

»Ja, möglich.«

Ich blieb Theo auf den Fersen. Zwischen ihm und mir hatte es schon

bei meiner Ankunft kaum Sympathie gegeben. Nun aber stand die Kälte zwischen uns wie eine Wand. Und dieser Eishauch schien immer dichter zu werden.

Eishauch gleich Verdacht?

Ich wollte noch nicht daran denken, aber auch nicht völlig von der Hand weisen.

Einmal drehte sich Theo kurz um. »Ich laufe bewußt so schnell, damit Sie durchgewärmt werden.«

»Ist mir recht, wenn Sie sich dabei nicht überanstrengen.«

»Bestimmt nicht.«

Wir hatten mittlerweile eine bewaldete Region erreicht, die der Pfad in zwei Hälften teilte. Ein ziemlich lichtes Gebiet, denn zwischen den Bäumen befand sich genügend Platz, um die Strahlen der Sonne hindurchzulassen.

Ich dachte inzwischen wieder an die Jagd. Nur war sie eine andere als zuvor. Monster wollte ich jagen, da konnte mir Theo soviel erzählen, wie er wollte. Was ich gesehen hatte, das hatte ich gesehen.

Als der Pfad an Breite zunahm, holte ich auf und blieb neben Aldridge. »Was haben die anderen gesagt, als sie bereits jetzt zum Treffpunkt gebeten wurden.«

»Sie waren überrascht.« Er bog einen peitschenartigen Zweig zur Seite. »Ich habe es übrigens Ihnen in die Schuhe geschoben.«

»Gut so.«

Er schielte mich von der linken Seite her an. »Sie werden sich Vorwürfe gefallen lassen müssen.«

»Damit kann ich leben. Übrigens, mir fällt da noch etwas ein. Sprachen Sie nicht von einem Ihrer Mitarbeiter, der bei Nacht und Nebel verschwunden ist?«

»Ja.«

»Es könnte doch sein, daß dieser Mann dem Monster ebenso in die Quere gekommen ist wie ich. Nur hat er weniger Glück gehabt.«

Theo riß den Mund auf. Sein Lachen klang unecht. »Jetzt malen Sie aber Schauermärchen an die Wand.«

»Nein, ich denke realistisch. Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen, um es noch einmal zu betonen.«

»Und wie könnte ein derartiges Monster Ihrer Meinung nach entstanden sein?«

»Vielleicht durch Magie!«

Theo stoppte. Meiner Ansicht nach nicht vor Überraschung, wahrscheinlich wollte er nachdenken. »Magie also.«

»Ja.«

Der Mann wischte über sein Pferdegesicht und pustete noch Spinnweben zur Seite. »Glauben Sie daran?«

»Ich weiß, daß es sie gibt.«

»Und woher?«
»Möglicherweise beschäftige ich mich mit diesem Themenkomplex.«
»Als Polizist.«
»Richtig.«
Er hob die Schultern und ging weiter. Schweigend diesmal. Ich blickte nach rechts, wo ich den See bereits erkennen konnte. Glatt und dunkelgrün lag er da.
Still ruht der See, heißt es in einem Gedicht. Auch hier ruhte er still, aber unter der so glatten Oberfläche hielt sich das Grauen versteckt. Davon war ich überzeugt.
»Es ist nicht mehr weit, wir kürzen ab.« Diesmal verließen wir den Pfad. Geduckt durchquerten wir das Gelände. Je mehr wir uns dem Wasser näherten, um so weicher wurde der Boden. Die Sonnenstrahlen hatten meiner nassen Kleidung gut getan und sie schon angetrocknet. Allerdings lag die Unterwäsche lappenartig feucht auf meiner Haut.
Stimmen schallten zu uns herüber. Sir Arthur war dabei, sich lautstark zu beschweren. »Ausgerechnet jetzt, wo ich einige fette Enten erwischt habe, muß die Jagd abgebrochen werden. Sir James, wenn sich Ihr Freund keine verdammt gute Erklärung einfallen läßt, werde ich sauer.«
»Er wird seine Gründe gehabt haben«, verteidigte mich mein Chef.
»Abwarten.«
Wenige Augenblicke später wurden wir für sie sichtbar. Sir Arthur reckte sein klotziges Holzkinn vor und schaute mich aus wütenden Augen an.
»Hier sind wir!« sagte Theo.
Der Platz am Seeufer war gut gewählt. Ein relativ trockener Boden hielt auch das Gewicht einer hölzernen Grillhütte mit schräg abfallendem Dach. Darunter standen die Gentlemen und warteten. Ihre Boote hatten sie aufs Trockene gezogen.
»Sie konnten wohl mit Ihrem Kahn nicht umgehen, Mr. Sinclair, so wie Sie aussehen!« machte mich Sir Arthur an.
»Freiwillig bin ich nicht ins Wasser gestiegen.« Bei dieser Antwort bemerkte ich den besorgten Blick meines Chefs.
»Ihnen traue ich alles zu.«
Ich ignorierte den Sprecher und wandte mich Sir James zu, der mir entgegenkam. »John?« fragte er nur.
Ich zog ihn etwas zur Seite, als ich meinen Bericht abgab. Beobachtet wurden wir sehr genau von Theo Aldridge, dessen Blick mir überhaupt nicht gefiel.
Mein Chef zog ein sehr ernstes Gesicht. »Sie haben also dieses Untier oder Monster gesehen?«
»Selbstverständlich.«
Sir James knetete sein Kinn. »Aber kann dieses Monster auch

schreiben oder eine Nachricht auf Band sprechen?«

»Das habe ich mich auch gefragt, Sir. Meiner Ansicht nach muß es irgendwo einen Partner oder eine Unterstützung haben.«

»Aber nicht Theo?«

»Kann ich nicht sagen, Sir. Unter uns, so ganz einwandfrei scheint er mir auch nicht zu sein.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Einfach so. Sein Gehabe, sein Blick, das ist mir alles sehr seltsam vorgekommen.«

»Er weiß von dem Überfall?«

»Sicher.«

»Wie reagierte er?«

»Er glaubte mir nicht, lachte mich gewissermaßen aus. Aber darauf gebe ich nichts.«

Sir James schaute kurz in die Runde. »Ist Ihnen eigentlich nichts aufgefallen, John?«

»Was meinen Sie?«

»Es fehlt jemand aus dem Kreis. Sir Peter!«

Vor einer Stunde noch wäre ich über diese Tatsache achselzuckend hinweggegangen, jetzt aber sah die Lage anders aus. »Hätte er denn längst hier sein müssen?«

»Möglich. Ich weiß natürlich nicht, wohin er gefahren ist. Sie haben ja selbst mitbekommen, daß jeder für sich über den See ruderte.«

»Vielleicht hat Sir Peter es nicht geschafft.« Ich hob die Schultern und schaute mich um.

»Suchen Sie etwas?« fragte Sir Winston mit seiner zu hohen Stimme.

»Ja, Ihren Freund, Sir Peter.«

Sir Winston lachte meckernd. »Wie ich den kenne, hat er sein Boot verlassen und ist zurück zu der Kleinen gelaufen, dieser Evita. Er hat sie schon beim Essen mit den Augen fast ausgezogen.«

»Das wäre sogar gut«, sagte ich.

»Wie meinen Sie das?« Sir Winston kam langsam näher. Seine Füße schleiften durch weiches Gras.

Ich gab ihm keine Antwort, sondern schaute über das Gewässer.

Die Sonne schien gegen den Dunst und gab ihm einen ungewöhnlichen Glanz. Durch die Brechung der Strahlen hatte das Licht eine aschblaue Farbe angenommen, die schließlich auf der Oberfläche vom Grün des Wassers geschluckt wurde.

Wo konnte Sir Peter stecken? Hinter den Schilfzungen, hinter kleinen Inseln, es war eigentlich alles möglich. Er konnte aber auch im Wasser treiben.

»Der ist wieder ins Landhaus gegangen, Mr. Sinclair. Sie brauchen sich nicht die Augen aus dem Kopf zu starren.«

Ich schielte nach rechts, wo Sir Winston neben mir stand. Wuchtig,

übergewichtig. Wie ein dicker und dabei zu groß geratener Gartenzwerg. Mir fiel sein Feldstecher auf, der am Beginn der Bauchwölbung hing.

»Darf ich Ihr Glas mal haben, Sir?«

»Meinetwegen.« Er streifte das Trageband über den Kopf und drückte mir das Glas in die Hand.

»Danke sehr.« Ich hob es an, stellte die Optik für mich ein und schaute abermals über das Wasser.

Die kleinen, dunklen Inseln veränderten sich. Sie wuchsen in die Breite und Länge hinein. Innerhalb des grünen Wassers sahen sie direkt gefährlich aus.

So ruhig wie die Oberfläche bei der Betrachtung mit dem bloßen Auge ausgesehen hatte, war sie nicht. Es schoben sich schon Wellen darüber hinweg, so daß sie an manchen Stellen die Form eines Waschbretts bekam. Es war ein sehr gutes Glas. Zum Greifen nahe hatte ich mir das gegenüberliegende Ufer herangeholt.

Sehr bedächtig tastete ich die Regionen ab. Den grünen Uferstreifen, dahinter den Waldsaum, der ebenfalls von der Sonne beschienen und deshalb etwas aufgehellt wurde.

Hinter dem Unterholz, in der breiten Lücke zwischen zwei Stämmen, bewegte sich etwas. Es war ein großer, kompakter Schatten, der plötzlich verschwunden war.

Das Monstrum?

Ich behielt meine Entdeckung für mich. Neben mir schnaufte Sir Winston. Den Grund kannte ich nicht. Vielleicht regte ihn meine Ruhe auf. Mein Blick wanderte zurück.

Die Wasserfläche wies dort, wo die Sonnenstrahlen hinfielen, einen hellen, gelben Schimmer auf. Diese Farbnuance reichte bis in die Nähe des Ufers, auch dorthin, wo Schilf in den See hineinwuchs.

Die einzelnen Rohre standen dicht beisammen. Trotzdem gab es eine Stelle, wo sie etwas auseinandergetrieben worden waren. Das hatte seinen Grund. Ein dunkler Gegenstand klemmte zwischen ihnen, als wäre er von Haken festgehalten worden.

Ein Körper?

Ich wechselte meine Position, um die Stelle besser überblicken zu können. Zunächst hatte ich es nicht glauben wollen, aber der Eindruck blieb. Das mußte der Körper eines Menschen sein. Er lag gekrümmt im Wasser, nach vorn gebeugt, als wäre er dabei gewesen, eine Rolle vorwärts zu drehen. Links neben ihm schwamm etwas Helles, Weißes – eine Hand.

Ich ließ das Glas sinken und drehte mich um. Die Männer standen hinter mir wie aufgereiht.

»Haben Sie etwas entdeckt, John?«

»Ich glaube, Sir.«

Mein Chef nickte. »Was?«
»Ich möchte erst losfahren.«
»Aber das ist doch Unsinn!« beschwerte sich Sir Arthur. Er hob die Arme und schlug die Hände klatschend auf die Schenkel. »Wirklich, James, Sie sollten…«
»Lassen Sie den Mann bitte, Arthur.« Die Stimme hatte sehr scharf geklungen. Der Angesprochene schrak zusammen. Einen weiteren Kommentar gab er nicht ab. Diese Sprache war er von Sir James wohl nicht gewohnt.
»Schon gut, James, wir sind eben alle etwas überspannt. Irgendwo ist der Wurm drin.«
»Finde ich nicht!« sagte Theo. Er wollte seine ›Party‹ retten. »Außerdem werden wir noch das Niederwild jagen…«
»Bestimmt nicht heute, Theo!« unterbrach ihn Sir James. Weitere Erklärungen gab er nicht ab. Er gehörte zu den Menschen, die erst handelten, wenn Beweise auf dem Tisch lagen.
Ich hatte mittlerweile das Boot ins Wasser geschoben und war eingestiegen. Die Sonne erwischte mich mit ihren Strahlen. Es tat gut, sich darin zu baden. Die Ruderstangen knarrten in den Gelenken, als ich sie bewegte und die Holzblätter ins Wasser tauchte.
Da die Sonne über dem See stand, bekam ich den Eindruck, in ein grüngelbes Gespinst hineinzurudern. Die Luft war noch immer feucht. Das Klatschen der eintauchenden Ruder, die gläsern wirkende Stille, das alles kam mir unnatürlich vor.
Nur das Niesen nicht. Wie eine Explosion knallte es aus Mund und Nase. Recht bald schon wuchs der Schilfgürtel vor mir auf. Eine blasse, grüne Grenze, in die sich der Bug hineinschob und sie auseinanderdrückte. Durch den Gegendruck allerdings kam das Boot zur Ruhe.
An der Backbordseite schwamm der leblose Körper. Auch wenn ich nur auf seinen etwas gekrümmten Rücken schaute, erkannte ich trotzdem Sir Peter. Durch die Wellen wurde die Leiche bewegt. Sie schaukelte mit dem Kopf in die Schilfstäbe hinein, die ihn nie freiließen.
Auch ich hatte meine Mühe, den Toten ins Boot zu hieven. Beinahe wäre ich dabei wieder über Bord gegangen. Als er endlich rücklings auf den Planken lag, war ich beruhigt.
Das Boot schaukelte heftig. Ich selbst mußte auch erst zu Atem kommen, bevor ich mir Sir Peter näher betrachtete.
Der Schock traf mich tief. Erst jetzt wurde mir bewußt, welchem Schicksal ich entronnen war. Das Monstrum hatte Sir Peter nicht nur umgebracht, es mußte ihn auch gequält haben. Die Wunden an seinem Körper waren einfach nicht zu übersehen. Selbst sein Gesicht hatte unter den Attacken stark gelitten.

Nach mehrmaligem Schlucken hatte ich den Kloß aus dem Hals gewürgt und ruderte zurück.

Nicht daß mich die Angst gepackt hätte, aber das Gefühl des Unwohlseins blieb. Da mochte die Oberfläche des Sumpfsees noch so glatt aussehen, an irgendeiner Stelle konnte plötzlich ein Monster auftauchen und mein Boot angreifen.

Hatte dieses Monstrum auch den Toten in den Wald gezogen, den ich vom Fenster aus entdeckt hatte? Wenn ja, dann bewegte es sich an Land und im Wasser.

Vom Ufer aus hatte man mich beobachtet. Theo Aldridge und seine drei Gäste standen zusammen und schauten mir entgegen. Auf ihre Reaktionen war ich gespannt.

Sir James half mir dabei, das Boot aufs Trockene zu ziehen. Er stellte nur eine Frage. »Sir Peter ist tot?«

»Ja, Sir.«

»Wie umgekommen?«

»Ich drehe die Leiche gleich herum. Machen Sie sich auf etwas Schlimmes gefaßt.«

»Das sollte ich den anderen sagen.«

»Es wäre besser.«

Ich blieb am Boot, während mein Chef mit den anderen sprach, einige Male nickte und zu mir hinwies.

Er bekam keine Antwort von seinen Jagdfreunden. Nur Theo rief:

»Das ist doch absurd.«

»Tatsächlich?« fragte ich und drehte die Leiche herum. Jetzt konnte sie jeder anschauen. Sir Peter hatte eine Rückenlage eingenommen, die Wunden waren nicht zu übersehen, und die Gentlemen erbleichten.

Ich behielt Theo im Auge. Irgendwie traute ich ihm nicht über den Weg. Er machte mir den Eindruck eines Mannes, der mehr wußte, als er zugeben wollte. Momentan blieb er ziemlich gelassen, auch wenn er sich einige Male auf die Lippen biß.

Sir Arthur schüttelte sich. »Das ist schlimmer als im Krieg!« sagte er. »Wer kann das getan haben – wer?«

Ich hob die Schultern. »Sie haben mir nicht geglaubt, Theo. Ich sprach von einem Monstrum, das mich angriff. Ich bin ihm entkommen, Sir Peter leider nicht.«

»Was sagst du denn dazu, James?« Sir Winston regte sich plötzlich auf. »Wir… wir befinden uns hier in Lebensgefahr. Zuerst war es Peter, der nächste ist Arthur, dann sind wir vielleicht an der Reihe oder umgekehrt. Was sollen wir jetzt tun?«

Sir James bewies schwarzen Humor. »Wir werden zunächst das Picknick ausfallen lassen.«

»Das ist doch wohl das mindeste«, erwiderte Sir Winston und holte

schnappend Luft.
»Wir müssen die Leiche ins Haus schaffen«, schlug ich vor.
»Aber nicht in meiner Nähe!« kreischte Sir Winston.
»Keine Sorge. Ich werde sie in den Kofferraum meines Rover legen. Der ist auch groß genug.«
»Das ist Ihre Sache.«
Sir James wollte mir tragen helfen, aber diesen makabren Job übernahm Theo. Es war nicht allzu weit bis zu den Plätzen, wo wir die Fahrzeuge abgestellt hatten.
Ich war mit dem Rover gekommen. Theo hatte seine Gäste in einen Geländewagen geladen. Die Fahrzeuge standen zusammen. In Theos Auto hatten auch die erlegten Enten ihre Plätze gefunden. Die Helfer hatten sie hineingelegt.
Ich öffnete die Haube. Theo und ich waren ziemlich außer Puste.
Dann legte ich die Leiche in den Kofferraum und hämmerte den Deckel wieder zu.
»Wird ein komisches Gefühl sein, mit dem Toten durch die Gegend zu fahren.«
»Bestimmt. Und Sie wissen tatsächlich nichts, Theo?«
Er trat einen Schritt zurück. »Was sollte ich denn alles wissen, Mr. Sinclair?«
»Ich denke an gewisse Vorgänge. Sie wohnen hier. Diese Monstren sind meiner Ansicht nach nicht erst heute erschienen. Dahinter muß ein System stecken. Auch die Morde geschehen nicht grundlos. Es gibt immer gewisse Motive.«
Er winkte hastig ab. »Das ist doch Unsinn, wirklich barer Unsinn! Nein, Mr. Sinclair, ich weiß nichts.« Er drehte sich hastig um, als hätte er ein schlechtes Gewissen. Die anderen warteten am Geländewagen. Sir James kam noch einmal zu mir.
»Sie werden das Monstrum jagen wollen, wie ich Sie einschätze, John.«
»Natürlich.«
»Ja. Soll ich den anderen sagen, daß Sie abreisen?«
»Das müssen Sie wissen.«
»Es wird wohl besser sein. Ich jedenfalls bleibe, obwohl ich noch immer nicht davon überzeugt bin, daß dieses Monstrum Theo die Warnungen geschickt hat. Ich kann mir vorstellen, daß wir es hier mit zwei Paar Schuhen zu tun haben.«
»Dem stimme ich zu, Sir.«
»Jedenfalls wird es nicht einfach werden. Fahren Sie hinter uns her, John.«
»Geht klar.« Man konnte Sir James nachsagen, was man wollte. Er war jedoch ein Mann, der die Nerven behielt. Ein glänzender Organisator, ein Mensch, der Weitsicht zeigte und mit einem scharfen,

analytischen Verstand ausgerüstet war.

Der Geländewagen rollte am Rover vorbei. Hinter den Scheiben sah ich die Umrisse der Jagdfreunde. Sie diskutierten heftig miteinander. Hoffentlich fuhren sie auch ab. Sie hätten mich nur in meiner Arbeit behindert. Wie sollte es weitergehen? Einen genauen Plan hatte ich nicht, aber mir lag Theo im Magen.

Dieser Kerl verschwieg etwas. Auch hatte er sich in der letzten Zeit verändert. Er schien ängstlicher geworden zu sein.

Mir war bei der Fahrerei ebenfalls nicht wohl. Ich schaute oft nach links und rechts, wo die natürlichen Deckungen wuchsen. Hinter jeder von ihnen konnte das Monstrum lauern.

Es geschah nichts mehr. Wir erreichten unangefochten das Landhaus, wo auch der Rolls stand.

Als ich anhielt, stiegen die anderen aus – und ich hörte Sir Winstons wilden Schrei. Wie eine Kugel auf zwei Beinen lief er seinem Rolls entgegen, bevor er dort das große Jammern anfing.

Den Grund sah ich sehr schnell. Irgend jemand hatte sich an seinem Wagen zu schaffen gemacht und ihn zertrümmert. Der Rolls war regelrecht zerhackt worden. Es gab keine Scheiben mehr, auch die Reifen enthielten keine Luft, an einigen Stellen war das Blech zerbeult.

»Diese Schweine!« heulte der Adelige und vergaß seine gute Erziehung. »Diese verdammten Verbrecher! Sie… sie schrecken vor nichts zurück. Wer hat das getan, Theo, wer?« Er rannte auf den Gastgeber zu und schüttelte ihn durch.

»Das weiß ich doch nicht.«

Sir James schaute mich mit gefurchter Stirn an. »Sieht nicht gut aus, John. War es auch das Monstrum?«

»Bestimmt.« Ich schielte zum Haus.

»Denken Sie das gleiche wie ich?«

»Ja, an die Menschen. Unser Monstrum hat das Auto zerstört. Es wird meiner Ansicht nach auch auf die Menschen keine Rücksicht genommen haben. Das glaube ich fest.«

»Wieviel Personal ist noch im Haus?« fragte der Superintendent den Gastgeber.

»Zumindest Evita Tijon.«

So etwas hatte ich mir fast gedacht. »Los, Theo, gehen Sie hinein! Schauen Sie nach!«

»Glauben Sie denn, daß…?«

»Machen Sie schon – bitte!«

Wir folgten ihm. Kaum hatte er die Tür aufgeschlossen, sahen wir das Chaos.

Das Monstrum hatte furchtbar gewütet. Da war kein Möbelstück mehr heil geblieben. Auch die Sessel hatte das Untier regelrecht aufgefetzt und sie umgeworfen.

Meine Züge waren hart geworden. Ich schob mich an den Männern vorbei und war trotzdem erleichtert, weil ich keinen Toten sah.

Wenigstens nicht hier. Wir standen regungslos in der Halle und schraken erst zusammen, als wir Schritte hörten.

Eine Tür schwang auf. Dann betrat jemand die Halle und blieb nach zwei Schritten stehen.

Es war Evita Tijon!

***

»Hallo Theo«, sagte sie, bevor sie uns zunickte. Niemand gab ihr Antwort. Auf mich machte sie einen souveränen Eindruck. Sie zeigte sich überhaupt nicht geschockt.

Ich fing mich als erster. »Was ist geschehen, Evita?«

Ihr Lächeln fiel dünn aus. »Wir hatten Besuch«, erklärte sie. »Das sehen Sie doch.«

»Natürlich. Und die anderen?«

»Sie konnten rechtzeitig genug fliehen, wenn Sie das meinen. Keine Sorge, wir haben überlebt.«

»Wer war es?«

Erstaunt bewegte sie die Augenbrauen. »Wissen Sie das denn nicht, Mr. Sinclair?«

»Hätte ich sonst gefragt?«

»Glauben Sie an Monstren?«

»Meinen Sie die schwarzen, die aussehen wie gefährliche Roboter und Köpfe mit breiten Mäulern haben?«

»Genau, die meine ich.«

»Es war also hier?«

»Ich habe das Chaos nicht zu verantworten.«

»Sie kennen es demnach?«

»Natürlich.«

»Und wo kommt es her? Was ist dieses Monstrum?«

Evita lachte. Dann drehte sie sich um und sagte, bevor sie verschwand: »Fragen Sie doch Theo.«

Sie knallte die Tür zu. Ich drehte mich um. Theo stand an der Treppe. Er hatte die Worte der Frau genau verstanden. »Also, Theo, was hat sie damit gemeint?«

»Nichts, gar nichts.«

»Sie hat sich alles aus den Fingern gesogen?«

»So ist es.«

»Ich zweifle daran.«

»Na und?«

»Was wissen Sie, Theo? Sie sind nicht so unschuldig, wie Sie vorgeben. Verdammt, reden Sie!«

Der Mann mit dem Pferdegesicht lief rot an. »Halten Sie sich raus,

Sinclair. Ich weiß nichts, und damit basta. Verschwinden Sie am besten.« Er drehte sich um und hastete die lange Treppe hoch. In der ersten Etage hörten wir das Schlagen der Tür.

Wie begossene Pudel standen wir in der Halle. Sir James schüttelte den Kopf. Auch er war sehr nachdenklich geworden. Die anderen beiden wollten weg.

»Sie werden uns Ihren Wagen zur Verfügung stellen, Mr. Sinclair«, sagte Sir Winston.

»Ich werde gar nichts.«

»Aber ich bleibe nicht länger.«

Ich wies zur Tür. »Bitte, Sir Winston. Sie können gern das Haus verlassen.«

»Zu Fuß?«

»Selbstverständlich.«

Er rieb seine Hände und die Lippen zuckten dabei. »Nein, ich wäre viel zu langsam, wenn das Monstrum käme.«

»Das ist Ihr Problem.«

»Wir rufen an«, sagte Sir Arthur. »Man soll uns hier abholen. Das ist am besten.« Er wollte zum Telefon gehen, ich hielt ihn fest. »Was ist denn, zum Teufel?«

»Schauen Sie mal.« Ich deutete auf den grünen Apparat, der am Boden lag. Viel war von ihm nicht mehr zurückgeblieben. Nur mehr Splitter und die Reste des Innenlebens. Die Schnur hing noch am Gehäuse. Sie sah aus wie eine kleine, tote Schlange.

Der Adelige schluckte. In seinem langen Gesicht begann die Haut zu zucken. »Und was machen wir nun?« fragte er.

Sir James gab die Antwort. »Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als uns hier häuslich einzurichten.«

Sir Arthur gab ein glucksendes Lachen von sich. »Das kann doch nicht stimmen, kann das. Und das Monstrum?«

»Sehen Sie es als einen Überraschungsgast an«, erklärte ich.

Sir Arthur fuhr mit der Hand in Richtung Kehle. »Ich kann mir bessere Überraschungen vorstellen.«

»Gewöhnen Sie sich daran«, erklärte ich.

»Hören Sie auf, Mann.«

Ich konnte die drei Jäger verstehen. Auch mir war unwohl in meiner Haut.

Überrascht schaute ich auf, als Sir Winston zur Tür rannte.

»Wo willst du hin?« rief ihm mein Chef nach.

Der Mann hörte nicht. Er stürmte nach draußen, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her.

Ich nahm die Verfolgung auf, sah ihn an meinem Rover und hörte sein wildes Fluchen. Er kam zurück, ging wie ein alter Mann und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie was?« fragte ich.
Vor mir blieb er auf der Treppe stehen und keuchte. »Nein, ich habe nichts. Aber Ihr Rover hat etwas.«
»Reden Sie schon.«
»Die Reifen sind zerstochen, und zwar alle vier.«
Das war ein Schlag, mit dem ich nicht gerechnet hätte. »Kommen Sie ins Haus«, sagte ich mit leiser Stimme.
Er ging müde an mir vorbei und erzählte mit leiser Stimme, was geschehen war.
Sir James wandte sich an mich. »John, wie ist das möglich? Haben Sie eine Erklärung?«
»Nein. Im Gegensatz zum Rolls sind bei meinem Wagen nur die Reifen hin. Das Monstrum hat seinen Plan eben geändert.«
»Tatsächlich nur das Monstrum?« fragte er leise.
»Da sagen Sie was, Sir. Ich habe das Gefühl, als würden wir in einem Netz stecken, das von verschiedenen Personen gewebt worden ist und von zwei Seiten auf uns zukommt. Ich blicke überhaupt nicht durch.«
»Dann sollten wir uns den Durchblick verschaffen.« Sir James schaute mich derart auffordernd an, daß ich ihn verstand. Nicht wir, sondern ich sollte mir den Durchblick verschaffen.
»Ja, Sir, das werde ich machen. Es gibt da eine Person, die mich stört.«
»Theo.«
»Richtig. Wo hat er seine Räume in der ersten Etage?«
»Gehen Sie ganz durch. Auf der linken Seite am Ende des Flurs wohnt er.«
»Danke. Wenn Sie hier unten bleiben würden, wäre mir das sehr lieb. Ihre Freunde drehen sonst durch.«
»Mach' ich.«
Man schaute mir nach, als ich die Treppe hochging, doch niemand wagte es, eine Frage zu stellen. Jeder von ihnen war bewaffnet, die Gewehre hatten sie mitgenommen. Ob sie sich damit dieses Monstrum vom Hals halten konnten, war fraglich.
Mich überkam das Gefühl, mich beeilen zu müssen. Die Bilder an den Wänden huschten vorbei, so schnell ging ich. Die Fenster an der linken Seite wurden vom Sonnenlicht erfüllt, dennoch waren für mich die nicht sichtbaren Schatten stärker.
Die Beschreibung stimmte. Lange brauchte ich nicht zu suchen, zudem war eine der in Trage kommenden Türen nicht geschlossen.
Mit der Fußspitze stieß ich sie auf und betrat den Raum.
Mein Blick fiel in ein menschenleeres Schlafzimmer, aber auch auf eine Verbindungstür an der rechten Seite. Ich konnte sie normal öffnen und befand mich in einem großzügig angelegten Wohnraum.
Da dämpften die Teppiche den Schritt wie dichtes Gras. Das Ticken

einer alten Standuhr klang mir entgegen. An der Decke hingen zwei Lüster. Ihr Licht würde auch auf den großen Wandschrank aus Weichholz fallen, dessen Türen offenstanden.

Er war auch mein Ziel, denn Schränke mit offenen Türen interessierten mich immer.

Ich wühlte die dort hängenden Kleidungsstücke zur Seite. Ob Anzüge, Mäntel, Hemden, sie alle rutschten an den Bügeln auf der Stange nach links.

Dann sah ich die Öffnung.

Es war fast wie im Kino. Allerdings kein Zufall. Alte Landhäuser besitzen sehr oft Geheimgänge. Da unterschieden sie sich nicht von den Schlössern und Burgen.

Der viereckige Ausschnitt nahm etwa die Hälfte der Wand ein. Ich konnte bequem hineinsteigen.

Dennoch war ich vorsichtig. Was würde mich erwarten? Zunächst kühle, feucht riechende Luft. Daß Theo überhaupt den Geheimgang benutzt hatte, ließ darauf schließen, wie schlecht sein Gewissen sein mußte. Möglicherweise kochte er auch sein eigenes Süppchen und stand in direkter Verbindung mit dem Monster. Das mußte ich herausfinden. Mit meiner Lampe leuchtete ich in die Finsternis. Hinter der Luke befand sich ein kleiner Vorsprung aus Stein. Direkt danach begann eine Treppe. Leider sehr eng und kurvig, bestimmt auch glatt, so daß ich mich in acht nehmen mußte.

Es ist immer gefährlich, im Dunkeln über fremde Treppen zu steigen. Diese hier besaß ein Geländer, über das ich meine Hand fahren ließ.

Es blieb dunkel. Ich hörte kein Geräusch. Wie ein Schatten stieg ich hinunter in die Stille.

Im Geiste zählte ich die Stufen mit. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte ich bereits die Höhe des Eingangs passiert. Der weitere Weg mußte in den Keller führen.

Noch vernahm ich nichts aus dem tiefen Schlund. Er wirkte auf mich wie der Eingang zur Hölle. Wer darin verschwand, der mußte etwas zu verbergen haben.

Oft führen Geheimgänge vom Gelände eines Schlosses oder einer Burg weg, um einige Meilen entfernt wieder den Weg ins Freie zu finden. Dieser hier führte nicht aus dem Gelände weg. Ich rechnete damit, daß ich in einem Keller oder Verlies landen würde.

Schließlich war ich es leid. Mit der Bleistiftleuchte suchte ich die weiteren Stufen ab. Viele lagen nicht mehr vor mir. Sehr bald schon erreichte der kleine Kegel eine Tür.

Alt, grau, bedeckt mit Staub und klebrigen Spinnweben. An der rechten Seite ein Schloß, das Rost angesetzt hatte. Ich bewegte die Hand und ließ den Lichtfinger an der Tür nach unten wandern. Er tastete über den Boden, »wühlte« im Staub und zeichnete auch die

Fußspuren nach. Sehr frische Spuren, wobei die Spitzen zur Tür hinwiesen.

Also war Theo hier unten gewesen und durch die Tür verschwunden. Ich pfiff auf weitere Vorsicht, öffnete die Tür und stand in einem großen Verlies, das noch einen zweiten Ausgang aufwies.

Sofort löschte ich die Lampe. Im letzten Schein hatte ich die andere Tür gesehen und auch erkannt, daß sie nicht verschlossen war. Dahinter lag möglicherweise der normale Keller. Das hatte mich nicht stutzig gemacht, dafür aber Theo Aldridges Stimme. Er sprach mit jemandem, der allerdings keine Antwort gab.

Ich bewegte mich lautlos voran. Sehr schwacher Lichtschein wies mir den Weg. Er drang durch den Spalt und verlor sich in dem Verlies.

An der Tür blieb ich stehen. Noch verwehrte mir das Holz den Blick in den Keller, aber ich lauschte und hörte sehr interessante und ungewöhnliche Dinge.

Okay, es war Theos Stimme, aber wie hatte sie sich verändert! Die Worte fügten sich jammernd und klagend aneinander, sie waren auch undeutlich, manchmal nur ein Zischen.

Dieser Mensch zeigte sein zweites Gesicht. Mir rann es kalt den Rücken hinab, denn eine Rede wie diese hätte ich von der Person nicht vermutet.

»Ihr Mächte der Hölle, ihr Diener des Teufels, ich habe euch beschworen, ich habe alles getan, was ihr wolltet, aber ihr habt mich im Stich gelassen. Mir solltet ihr gehören, nur mir! Ich habe euch aus den Gräbern geholt, ich habe den Friedhof damals geschändet. Weshalb tut ihr mir das an? Die Zeit ist nicht reif, wir müssen noch warten! Was habe ich euch getan, daß ihr mich…?« Er sprach nicht mehr weiter, sondern gab Geräusche von sich, die mich an Lachen und Weinen gleichzeitig erinnerten.

Ich wunderte mich zunächst, aber mein Verdacht hatte gestimmt.

Dieser Theo hatte Dreck am Stecken, magischen Dreck, wenn man so wollte. Er hatte sich mit den Kräften der Hölle eingelassen, war aber von ihnen reingelegt und hintergangen worden.

Weshalb?

Mir kamen die Drohungen in den Sinn. Er mußte, obwohl ihn andere Mächte beschützten, große Furcht haben. Da war irgend etwas nicht so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Ausgerechnet mich hatte er geholt, wo ich der größte Feind der Hölle war.

Paradox – trotzdem nicht uninteressant.

Gehört hatte ich eigentlich genug. Jetzt wollte ich auch sehen, was da genau ablief.

Am Türblatt schob ich mich vor, bis ich die Kante erreicht hatte und um sie herumschauen konnte.

Vor mir lag tatsächlich ein Keller. Angefüllt mit Gerüchen. Es roch

nach Wein, Obst, Lebensmitteln.
Lange, mit Weinflaschen gefüllte Regale sah ich ebenso wie die Flaschen-Batterien harter Getränke.
Nur den Sprecher konnte ich nicht ausmachen. Er stand an der rechten Seite, für mich noch im toten Winkel.
Das änderte sich wenig später, als ich den großen Kellerraum betreten hatte und den Kopf nach links drehte.
Da sah ich ihn dann.
Theo Aldridge stand ziemlich günstig, so daß der Lichtschein ihn wie eine Glocke umfing. Er hatte eine etwas demütige, leicht gebückte Haltung eingenommen. Er ähnelte einem Schwimmer, der jeden Augenblick vom Beckenrand ins Wasser springen würde.
Für mich hatte er keinen Blick übrig. Sein Augenmerk galt allein den Wesen, die vor ihm standen.
Auch ich sah sie.
Nur war es nicht ein Monstrum, wie ich angenommen hatte. Nein, vor Theo Aldridge standen gleich drei, die bereit waren, alles zu töten, was sich ihnen in den Weg stellte…

***

Drillinge!
Es mußten Drillinge sein, so wie sie aussahen. Zwischen ihnen existierten keine sichtbaren Unterschiede. Derjenige, der sie geschaffen hatte, war mit einer teuflischen Präzision vorgegangen.
Die Gestalten, wie aus hartem Leder bestehend, die häßlichen Gesichter, die grausam kalten Augen, das Gewebe der Haare, mehr graue Fetzen, und die Arme, die keine Hände aufwiesen, sondern Haken.
Sie bildeten ein Bild des Schreckens, in dem sich Theo offenbar wohl fühlte, denn Angst zeigte er vor diesen Gestalten nicht. Er sprach mit ihnen. Die flüsternde Stimme erreichte auch meine Ohren.
»Ihr… ihr hättet es nicht tun sollen. Noch nicht. Es sollte unser Geheimnis bleiben, aber da hat jemand etwas anderes vorgehabt. Wer, zum Teufel, hat euch befreit? Wer weiß von meinem kleinen Geheimnis, das ich so lange hatte hüten können?«
»Ich weiß davon!«
Sehr laut hatte ich nicht gesprochen. Eine hingeworfene Bemerkung, das war alles, aber Theo, stark unter Druck und Konzentration stehend, schnellte auf der Stelle herum.
Ich stand bereits im Keller.
Er starrte mich an, ich ihn.
Theo holte Luft. Er pumpte dabei seinen dürren Hals auf. Das Pferdegesicht bekam einen dümmlichen und überraschten Ausdruck. Dann verzog sich der Mund. Ein Lächeln war es nicht, das er mir

präsentierte, eher ein schiefes, überraschtes Grinsen, in dem auch die Wut zu lesen war, die sich ebenfalls in seinen Augen zeigte.

Wut oder Haß?

Wahrscheinlich beides. Daß ich sein Geheimnis entdeckt hatte, konnte ihm nicht gefallen. Ich kannte seine Pläne nicht, doch mit drei dieser Monstren ließ sich leicht Schlimmes anstellen.

Ich ging auf ihn zu. Sehr bedächtig, überhaupt nicht hastig, weil ich ihn nicht reizen wollte. Mein Blick blieb dabei auf ihn gerichtet, ich suchte in seinem Gesicht nach Anzeichen eines Angriffs. Auch mir war verdammt unwohl. Am See hatte ich das Monster erlebt und glaubte nicht, daß die anderen beiden diesem nachstanden.

»Sinclair, Sinclair!« keuchte Theo. »Verdammt auch! Was hast du da alles entdeckt?«

»Reichen die drei Monstren nicht? Es sind Killer, das habe ich erlebt. Sir Peter lief ihnen in die Falle, auch mich hätten sie fast erwischt.«

»Ja, es sind Killer. Aber sie hätten nicht freikommen dürfen. Sie gehörten mir. Ich habe sie behütet, doch jetzt sind sie frei, und das ist schlimm.«

»Wie war das möglich?«

Er trat einen halben Schritt zurück und wies auf seine eigene Brust. »Ich habe sie nicht freigelassen, so etwas wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Das muß jemand anderer gewesen sein.«

»Und wer?«

»Weiß ich nicht.«

»Gut, lassen wir das. Sie haben sich an den Yard gewandt. Okay, Sir James ist eingetroffen und hat mich mitgebracht. Ich ahnte nicht, daß ich hier etwas geboten bekomme, das zu meinem Job gehört, nur würde mich noch einmal interessieren, wer der Tote war, der im Wald gelegen hat. Das weiß ich noch immer nicht.«

»Wieso?«

»Ich habe gesehen, wie man ihn wegzog. Haben Sie den Mann umgebracht, Mr. Aldridge?«

»Nein, nicht.«

»Aber Sie wissen, von wem ich spreche?«

Theo, zögerte seine Antwort etwas hinaus. Er wußte wohl nicht, was er verraten sollte. Schließlich nickte er. »Ich hatte Sie belogen, Sinclair, ich kannte den Toten.«

»Er gehörte zu Ihren Mitarbeitern?«

»Ja. Sein Name war Falsett. Aber ich habe ihn nicht getötet. Ich sah ihn nur liegen, verstehen Sie?«

»Wer könnte ihn getötet haben und warum?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Falsett war harmlos. Ich hatte ihn am gestrigen Abend in den Keller geschickt, wo er die Getränke kontrollieren sollte.«

»Also hier?« sagte ich spöttisch und schaute mich dabei um.
»Ja.«
»Ich weiß nicht, Theo, aber auch ich habe die Monstren gesehen. Freundlich sind sie nicht gerade.«
Sein rechter Arm schnellte vor. »An was Sie wieder denken. Keiner meiner Freunde hat ihn umgebracht. Sie waren nicht hier im Keller, sie haben sich stets in einem Nebenraum aufgehalten, durch den auch Sie gekommen sind, Sinclair.«
»Dann sind sie harmlos?«
Theo staunte mich mit seinem Pferdegesicht an, bevor er langsam den Kopf schüttelte. »Nein, harmlos sind sie auf keinen Fall.« Er lachte hart und kichernd. »Sie sind meine Geschöpfe, und ich werde Ihnen befehlen, daß sie jeden töten, der sie gesehen hat.« Er legte den Kopf schief. »Haben Sie mich verstanden?«
»Ich glaube…«
»Auch Sie, Sinclair, werden diesen Keller lebend nicht mehr verlassen. Sie könnten sonst zuviel erzählen.«
Ich wischte über mein Gesicht. Mit einer ähnlichen Antwort hatte ich gerechnet, so etwas überraschte mich nicht. »Gut, aber da sind noch Ihre Gäste, Theo.«
»Sie hatten das Pech, ausgerechnet jetzt jagen zu wollen. Es ist vieles anders gelaufen, ich kann es nun mal nicht ändern.«
»Massenmord«, sagte ich leise. »Das wäre Massenmord. Können Sie sich das leisten?«
»Nein, eigentlich nicht, aber die Umstände zwingen mich.«
Ich nickte ihm zu. Dieser Mann war in meinen Augen nicht mehr normal. In seinem Hirn mußte etwas durcheinanderlaufen. Sein Inneres mußte aus Schutt und Asche bestehen, einen anderen Vergleich fand ich nicht für dieses Verhalten. »Diese drei Monstren sind Mordmaschinen. Wieso, Theo? Wie kamen Sie zu ihnen?«
»Durch mein Wissen!« flüsterte er mir breitlippig entgegen.
»Magisches Wissen?«
»Sehr richtig, Sinclair, reine Magie. Ich bin jemand, der auch die andere Seite gesehen hat.«
»Die der Hölle?«
»Ja, der Teufel oder wie immer man ihn nennen mag, hat mir Kraft gegeben. Es fing vor vielen Jahren an, da habe ich mich für gewisse Praktiken interessiert. Es gibt ein Gebiet, das mich besonders fasziniert. Der Totenzauber…«
»Experimente mit Leichen?«
Er nickte. »So ist es. Ich holte drei Leichen aus der Erde und schaffte sie her.« Er lachte plötzlich. »Vor Jahren schon habe ich meinen Plan gefaßt. Ich wollte wissen, ob er gelang, deshalb ging ich zu einer Hellseherin. Als ich ihr gegenübersaß, da merkte sie, daß ich etwas

Besonderes war. Sie bekam Furcht vor mir, sie spürte, daß in mir etwas steckte, das mich anderen Menschen gegenüber auszeichnet, das Böse nämlich.«

»Und weiter?«

Er warf den Kopf zurück, schaute gegen die Decke und kicherte sie an. »Ich wollte keine Zeugen, verstehen Sie? Ich wußte, daß mir die Hellseherin gefährlich werden konnte. Madame Luna besaß tatsächlich gewisse Telekräfte. Als sie mich aufforderte, ihren Bau zu verlassen, bin ich auch gegangen. Sie ließ ich zurück – als Tote.«

»Sie haben sie ermordet!«

»Erstochen, Sinclair, und es tat mir nicht einmal leid. Ich spürte die Seele der Hölle in mir. Gefaßt worden bin ich nie. Wer kümmert sich schon um eine Wahrsagerin auf dem Jahrmarkt? Ich weiß nicht einmal, ob die Bullen recherchiert haben. Nach dieser Tat fühlte ich mich gut. Jetzt war ich dem Teufel zugetan und holte mir später die Toten aus den Gräbern.« Er sprach immer schneller und wollte mit seinen Leistungen protzen. »Aus diesen Toten erschuf ich sie.«

Mein Blick glitt wieder über die Monstren. Im Kellerlicht wirkten sie irgendwie diffus, wie makabre Kunstwerke. »Sie sehen mir eher aus wie Roboter.«

Er nickte heftig. »Das sind sie auch gewissermaßen. Ich habe es geschafft und eine Mischung aus Mensch und Roboter geschaffen. Durch meine Forschungen wußte ich, daß hier im Sumpf oder in der Erde etwas Unheimliches begraben lag. Schon seit langer Zeit, als man Beschwörungen durchführte. Ich holte sie hervor…«

»Wie?«

»Durch Magie!«

»Beschwörung?«

»Ja, Sinclair, ja. Der Teufel gab mir die Formeln. Damals war hier alles Sumpf. Da haben Menschen versucht, die Natur zu beschwören und sie geschaffen. Aus Schlamm, aus Dreck und aus den Köpfen alter Sumpfungeheuer, die längst ausgestorben sind. Sie wurden im Feuer gestählt. Der Teufel hat seinen Segen gegeben, aber mir waren sie nicht perfekt genug. Ich brauchte drei Leichen, um sie irgendwie menschlich zu machen. Es war die letzte Bedingung des Teufels. Nicht seine Diener holte ich aus der kalten Erde, sondern Menschen, die normal begraben waren. Damit hatte die Hölle wieder einen kleinen Sieg errungen…«

»Und wo sind die Leichen jetzt?« Ich kam noch nicht ganz mit.

Theo stierte mich an. »Wissen Sie das wirklich nicht, Sinclair?«

»Nein, nicht.«

»Dann schauen Sie genau hin.« Er grinste. »Aber Sie werden nichts erkennen können, nicht mehr…«

Allmählich ging mir ein Licht auf. »Soll das etwa heißen, daß Sie die

drei Toten diesen Bestien…?«

»Ja, ich habe sie ihnen zum…«

»Hören Sie auf!« Meine Stimme peitschte ihm hart entgegen. »Es reicht mir, verstanden?«

Er funkelte mich an. »Haben Sie schwache Nerven, Sinclair?«

»Bestimmt nicht, Aldridge, aber es gibt gewisse Dinge, die gehen bei mir an eine Grenze. Die ist nun erreicht.«

Er hob die Schultern. »Dafür kann ich nichts. Wie gesagt, sie gehorchen jetzt mir. Sie gehen durch mein Haus, sie zerstören, sie sind voller Wut auf alles Menschliche, das nicht der Hölle dient. Es ist etwas zu früh gewesen…«

»Dennoch verspürten Sie Angst?«

Theo holte Luft. »Da haben Sie recht, Sinclair. Ich verspürte Angst, denn man hat mich bedroht.«

»Da hätten Ihnen doch die Monstren helfen können!«

»Nein, so schlau sind sie nicht. Die Bedrohung ist da. Ich weiß nur nicht, wer mich hier durchschaut und meine drei Freunde freigelassen hat. Aber ich werde es herausbekommen. Sie sind alle weggelaufen. Nur meine Gäste sind im Haus. Ich habe es zu einem Gefängnis gemacht, Sinclair. Hier kommt niemand heraus, wenn ich es nicht will.«

»Vielleicht ist das andere stärker als Sie. Ich kenne Bedrohungen, die entstanden nicht auf dieser Welt. Die sind aus dem Jenseits gekommen und haben zugeschlagen.«

»Wer sollte mich…?«

»Sie haben mit den eigenen Händen gemordet, Theo. Vielleicht ist es die Wahrsagerin gewesen, die sich rächen wollte.«

»Als Tote?«

»Möglich…«

»Nein, nein!« Er schüttelte den Kopf. »Die Sache ist ausgestanden. Es gibt sie nicht mehr, mein Messer war schneller. Aber es gibt Sie, Sinclair, einen Zeugen, und Zeugen kann ich überhaupt nicht gebrauchen. Einmal sind sie einem meiner Freunde entkommen. Jetzt aber sind sie zu dritt. Wie schätzen Sie selbst Ihre Chancen ein?«

»Was wollen Sie denn hören?«

»Ich weiß nicht. Sie hätten mir nicht nachlaufen und sich lieber auf die Person konzentrieren sollen, die mich auf der Liste hat.«

»Wie kann dieser Unbekannte nur so gefährlich werden? Sie haben doch einen Schutz.«

»Ja und nein.«

»Nicht?«

»Das werde ich Ihnen nicht sagen, Sinclair. Nur soviel. Unser Verhältnis ist so wie das eines Vaters zu seinem Sohn, sogar noch stärker.« Er hob seine Schultern. »Schade, daß es Ihnen nicht gelungen

ist, den Unbekannten zu finden. So werden Sie eben sterben, ohne daß Sie etwas herausgefunden haben.«

Noch stand er vor ihnen. Sie wuchsen hinter ihm in die Höhe. Eine Masse Monstrum, gebildet und geschaffen durch höllische Kräfte und auch durch menschliches Dazutun.

Theo ging zurück. Er sprach mit den Untieren, die auf Kommando ihre Mäuler öffneten und mich ihre grausamen Gebisse sehen ließen. Dann setzten sie sich in Bewegung.

Als ich draußen mit dem Monstrum gekämpft hatte, war es mir nicht so stark aufgefallen. Jetzt wunderte ich mich darüber, daß sie steif gingen, tatsächlich roboterähnlich. Der Keller war für sie der ideale Mordplatz. Dicke Wände, die schalldicht schlossen, auch wenn ich schrie, würde ich kaum gehört werden.

Wehrlos wollte ich mich meinem Schicksal nicht ergeben. Auch ich war bewaffnet.

Die Beretta, der Dolch und auch das Kreuz!

Diese drei Dinge trug ich bei mir, sie bildeten ein regelrechtes Bollwerk gegen die Mächte der Finsternis.

Blitzschnell tauchte Theo weg. Er wollte aus der Gefahrenzone heraus. Wo er stand, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls im Dunkeln, möglicherweise in einer Lücke zwischen den Regalen.

Wenn ich den Keller auf dem normalen Weg verlassen wollte, mußte ich mich nach links wenden, wo die breite Treppe begann.

Der Weg war mir durch ein Monstrum versperrt.

Ich blieb cool, als ich die Kette mit dem Kreuz über meinem Kopf streifte und sofort danach auch die Berette hervorzog.

Dann schoß ich.

Ich hatte das Monstrum aufs Korn genommen, das mir direkt gegenüberstand. Die Kugel traf in das widerliche Echsen-Vogelgesicht, dicht unter dem Auge, wo sich bei einem Menschen die Wange befindet.

Sie hackte hinein in ein weiches Material und deformierte es zu einem klumpigen Geschwür. Der Kopf schnellte zur Seite. An der Trefferstelle bildete sich ein rotsilberfarbener Ring, Feuer möglicherweise. Aber ich hatte mich zu früh gefreut. Das Monstrum war verletzt, aber es ging weiter.

Auch die beiden anderen!

»So nicht, Sinclair, so nicht.« Theos Stimme klang irgendwo in der Tiefe des Kellers auf, wo er sein Versteck gefunden hatte.

Da hatte er recht. Ich tauchte zur Seite weg und dachte nicht daran, über den gleichen Weg zu fliehen, über den ich gekommen war.

Die Monstren hätten mich verfolgt. Ich hätte sie unweigerlich in die oberen Etagen gelockt und auch in die Halle, wo die Männer ahnungslos warteten. Wenn eine Entscheidung gefällt werden mußte,

dann hier unten.

Natürlich war ich schneller als sie, die die gesamte Breite des Kellers ausnutzten und fast nebeneinander hergingen, als sie sich auf mich zubewegten.

So hatte ich sie haben wollen. Schön in einer Reihe. Noch wartete ich ab. Das Kreuz aber hielt ich bereits in der Hand. Es schaute aus der Faust hervor.

Dann rief ich die Formel. Ich wußte, daß sie mit den Kräften der Hölle ausgestattet waren und daß diese Kräfte genau im Gegensatz zu denen des Kreuzes standen.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Jetzt mußte etwas passieren!

***

Sir Winston war dicht daran, die Nerven zu verlieren. »Ich verstehe das nicht, James. Was, zum Teufel, ist in Theo gefahren? Welches Spiel treibt er hier?«

»Keine Ahnung.«

»Ach hör auf, du weißt mehr.« Mit hochrotem Kopf drehte er sich zu Sir Arthur um. »Und was ist mit dir?«

Der Adelige strich über sein Haar, als wollte er es plätten. »Ich weiß gar nichts. Nur soviel, daß wir in einer verdammten Falle hocken.«

»Ja, in einer Falle«, bestätigte Sir Winston. »Und wie kommen wir da raus, James?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Weil du doch Polizist bist.«

»Auch ich bin nicht allwissend.«

»Was ist denn mit diesem Sinclair? Hat er das Weite gesucht? Haben ihn die Worte dieser jungen Frau derart aufgeregt, daß er nicht mehr bei uns bleiben konnte?«

»John Sinclair wird genau gewußt haben, was er tat. Das glaube mir, Winston.«

»Du hast eine hohe Meinung von ihm.«

»Stimmt, er ist mein bester Mann.«

»Danach hat er mir nicht ausgesehen.«

Es gibt Dinge, da reagiert selbst ein Sir James sehr empfindlich. Er stand nicht auf, aber er setzte sich gerade und steif hin. »Winston, ich habe dir zugute gehalten, daß du von den Ereignissen, die du nicht gewohnt bist, überrascht wurdest. Aber du bist erwachsen. Du müßtest Courage genug besitzen, um normal reagieren zu können und nicht wie eine feige Memme. Reiß dich zusammen!«

Sir Winston schnappte nach Luft und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Wie redest du überhaupt mit mir?«

»Wie es sich für dich gehört.«

»Aber das ist eine Beleidigung, eine Provokation. Schau dich hier um. Das ist nicht normal. Hier hat ein Tobsüchtiger gewütet, und Peter wurde umgebracht. In diesem Haus läuft ein Killer frei herum. Wir sitzen hier in der Halle, tun nichts und warten darauf, daß er zu uns kommt, um uns umzubringen.«

»Stimmt genau, Winston.«

»Mehr… mehr hast du dazu nicht zu sagen?«

»Im Moment nicht. Ich weiß aber nicht, ob der Killer zu uns kommen wird, denn John Sinclair…«

»Vergiß ihn doch, er ist geflohen.«

»Wenn du das meinst, Winston, ich sehe das anders. Aber bitte, wer hindert dich daran, auch zu fliehen?«

»Mich?«

»Ja.«

»Ich komme hier nicht weg, ihr auch nicht.«

»Vielleicht will ich nicht. Arthur haben wir noch nicht gefragt. Au ßerdem hast du zwei gesunde Füße, nehme ich an. Du kannst laufen.«

Sir Winston bückte sich. »Laufen, ja, und dann habe ich das Untier im Nacken.«

»Das hast du doch hier auch.« Sir James griff zu seiner Waffe.

»Willst du sie noch haben?«

»Danke, ich verlasse mich auf meine.«

»Dann ist es gut.«

Sir Winston schwitzte stark und wischte mit einem karierten Tuch über sein Gesicht. Unruhig schaute er sich um. Sein Blick glitt auch über die Stufen der Treppe. »Man hört nichts«, flüsterte er. »Ist das ein schlechtes Zeichen?«

Sir James lächelte. »Willst du nachschauen?«

»Bin ich verrückt?« schrie er. »Ich bleibe hier. Außerdem kann ich nach draußen laufen und…«

Er sprach nicht mehr weiter, weil im Hintergrund eine Tür knallte.

Dann hörten sie Schritte.

Auch Sir James stand auf. Er hob seine Waffe an. Wie zufällig wies die Mündung in die Richtung der ankommenden Gestalt.

Es war Evita Tijon!

Und sie sah aus, wie der weibliche Tod auf zwei Beinen!

***

So hatte sie keiner der Männer je erlebt. Okay, sie gehörte nicht zu den ängstlichen Frauen, aber die Person, die in die Halle trat, war zwar Evita Tijon, aber trotzdem eine andere.

Sie wirkte wie verkleidet, nur konnte niemand über ihren Aufzug lächeln.

Evita Tijon hatte sich umgezogen und ihr Haar nach hinten

gekämmt, wo es sich zu einem kleinen Schwanz formte, der von einer schwarzroten Spange gehalten wurde. Die Frisur machte das Gesicht schmaler und auch härter, wie der Ausdruck in ihren Augen.

Der düstere Blick paßte zu der dunklen Lederkleidung, die sehr eng saß und bei ihr wie eine zweite Haut wirkte. Es war ein ziemlich dünnes Material, wie Schlangenhaut. Die Hose besaß einen breiten Gürtel, der um die Taille geschlungen war. Die Füße steckten in hellen Turnschuhen. Sie garantierten, daß sich die Person so gut wie lautlos fortbewegen konnte.

Keiner der Männer sprach ein Wort, aber jeder schaute die Veränderte an. Sir James' Blicke blieben auf den beiden schweren Revolvern haften, die im Gürtel steckten. Wer so bewaffnet war, der würde sich auch nicht scheuen, die Waffen einzusetzen.

Sie stieß einen kleinen Tisch zur Seite, der ihr im Wege stand, ging noch zwei Schritte und blieb stehen. »Überrascht?« fragte sie mit einer harten Stimme.

Sir Winston und Sir Arthur nickten nur. Ihnen war anzusehen, daß sie sich vor der Frau fürchteten. Auch Sir James war dieser Auftritt nicht eben angenehm, doch er gehörte zu den Menschen, die sich schnell auf eine neue Lage einstellen konnten.

»Ja, wir sind etwas überrascht, Miß Tijon…«

»Sagen Sie ruhig Evita. So nennen mich alle Gäste, die herkommen und in mir das Mädchen sahen, von dem sie sich bedienen lassen und dem sie dreckige Anträge machen konnten, die ich lange Zeit habe erdulden müssen. Bis heute, Gentlemen, denn heute ist der Tag meiner Abrechnung gekommen.«

»Nein, nein, Moment.« Sir Winston streckte seinen Arm vor. »Wir haben Ihnen keine schmutzigen Anträge gemacht. Das war höchstens Peter, und der lebt nicht mehr. Ich weiß nicht, was Sie noch von uns wollen. Wir sind hergekommen, um zu jagen.«

Die Mundwinkel der Frau zuckten, als sie sagte: »Wer sich entschuldigt, klagt sich an. Ist das nicht so, Sir James?«

»Ja, man sagt es. Nur wüßte ich nicht, daß wir uns bei Ihnen entschuldigen müßten. Da hat mein Jagdfreund schon recht…«

»Ja, James, gib es ihr.«

»Halt's Maul, du Feigling.« Evita schüttelte unwirsch den Kopf.

»Keine Sorge, ich werde dich schon nicht einen Kopf kürzer machen. Für dich reicht eine Kugel, wenn es soweit ist…«

Sir James hatte den Worten der Frau genug zugehört. Jede einzelne Silbe setzte er wie ein Mosaik zusammen, aus dem sich allmählich ein gewisses Bild hervorschälte.

Er wollte nicht gerade behaupten, Bescheid zu wissen, aber er konnte sich etwas zusammenreimen. »Sagen Sie, Evita, könnte es sein, daß Sie nicht gerade das beste Verhältnis zu Ihrem Chef haben?«

Sie lächelte schmal. »Gut kombiniert. Man merkt, daß Sie ein Bulle sind. Er hat sie also heiß gemacht?«

»So will ich das nicht sagen, aber Theo fühlte sich bedroht. Man schrieb ihm Mitteilungen, man schickte ihm sogar ein Band zu. Ich muß gestehen, daß auch mich so etwas nervös gemacht hätte.«

»Und…?«

»Wenn ich Sie so sehe, vor allen Dingen Ihre Bewaffnung, Evita, komme ich nicht umhin, in Ihnen den Schreiber und Sprecher dieser Drohungen zu sehen. Stimmt es?«

»Sie haben recht.«

Sir James nickte. »Ich dachte es mir. Jetzt wollen Sie die Drohungen in die Tat umsetzen.«

»Stimmt.«

»Ein Mord also.«

»Auch das ist richtig.«

Sir James runzelte die Stirn. »Bei drei Zeugen, Evita. Ist das nicht ein wenig riskant?«

Sie überlegte einige Sekunden. »Ja, das stimmt«, gab sie zu. »Aber ich kann nicht anders. Die Ereignisse haben sich ungünstig entwickelt. Ich hätte noch gern gewartet, aber die Monster sind entdeckt worden.«

»Sagten Sie Monster?« schnappte Sir Winston. »Das ist… das ist der Plural.«

»Es sind drei! Wußten Sie das nicht, Gentlemen? Und eines gleicht dem anderen. Wie Drillinge.«

Das war in der Tat eine Überraschung. Es bestand kein Grund, den Aussagen der Frau nicht zu glauben. Für sie hätte es überhaupt keinen Sinn gehabt, zu lügen.

Zum erstenmal meldete sich Sir Arthur. Er lachte glucksend, bevor er sagte: »Wo bin ich hier hineingeraten, zum Teufel? Tote, Monster, zerstörtes Mobiliar. Das ist doch eine Scheiße, ist das.« Plötzlich war der Sir außer sich, sprang hoch, doch ihm peitschte die Stimme der jungen Frau entgegen. »Bleiben Sie sitzen, sonst schieße ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Und ich kann treffen, glauben Sie mir.«

Sir Arthur nickte. Ansonsten schwieg er und starrte nur auf seine Hände, deren Finger er ineinander verschlungen hatte.

»Reden Sie weiter«, sagte Sir James.

Evita hatte beide Hände auf die Griffe der Revolver gelegt. »Ja, ich werde sprechen. Bevor die große Abrechnung beginnt, sollen Sie alles wissen. Drei Monster, wie ich es sagte. Er hat sie lange in einem Kelleranbau versteckt gehalten. Theo ist mit dem Teufel im Bunde. Durch Leichenraub und Schwarze Magie hat er die Monster entstehen lassen. Sie sind ein Produkt des Satans und Theos finsterer Vorstellungen. Es sind grausame Wesen, die Leben zerstören wollen, so wie er auch ein Leben zerstört hat. Vor Jahren, als er noch am

Anfang stand, gab es eine Wahrsagerin, die er aufsuchte. Er wollte wissen, was die Zukunft brachte, doch die Wahrsagerin, Madame Luna, spürte mit einem sicheren Instinkt, daß vor ihr ein menschlicher Teufel hockte. Sie sagte ihm auf den Kopf zu, daß er Böses im Schilde führte und wollte, daß er das Haus verließ. Er ging auch, aber er hatte vorher durchgedreht und bewiesen, daß ihm Menschenleben egal waren. Theo Aldridge ließ eine Tote zurück, nämlich die Hellseherin. Mit einem Messer hat er sie erstochen.«

Evita Tijon ließ die Worte wirken, die nicht ohne Eindruck auf die Männer geblieben waren.

Sir Winston und Sir Arthur bekamen eine Gänsehaut. Sie fühlten sich äußerst unwohl.

Sir James konnte das gleiche von sich behaupten, nur war er Polizist und hatte in seiner langen Laufbahn schon viel Schlimmes erlebt. Ihm war nichts Menschliches fremd. »Dann ist Theo ein Mörder!«

»Das stimmt!«

»Und Sie wollen ihn umbringen!«

»Genau.«

»Wenn Sie das tun, stellen Sie sich mit ihm auf die gleiche Stufe. Wissen Sie das?«

»Natürlich, aber es gibt Unterschiede.«

»Nein, junge Frau. Mord bleibt Mord.«

Sie winkte ab. »Lassen Sie uns darüber nicht philosophieren, es brächte nichts. Ich will nur sagen, daß Mörder im Krieg zu Helden gemacht werden. Für Taten, die sie sonst hinter Zuchthausmauern gebracht hätten. Das reicht mir zu diesem Thema. Es stimmt, Sir James, ich wäre eine Mörderin. Doch eines können Sie nicht wissen. Ich habe bereits gemordet. Einen Mann namens Falsett. Er hatte das Pech, mich zu beobachten. So mußte ich ihn aus dem Verkehr ziehen und habe ihn außer Haus geschafft. Nur kam ich nicht mehr dazu, die Leiche zu verbergen. Dieser John Sinclair sah von seinem Fenster aus, wie ich den Toten wegschleifte. Wahrscheinlich wird er mit Ihnen darüber gesprochen haben, Sir…«

»Ja, das stimmt.«

»Sie sehen, es findet sich stets eine Aufklärung. Wenn Sie daran denken, daß ich bereits einen Menschen umgebracht habe, sollten Sie mir auch zugestehen, daß ich Theo kille.«

Sir James war von der Kälte dieser Frau angewidert. Er konnte es nicht begreifen. Seinen beiden Jagdkollegen erging es ebenso. Sie hockten auf ihren Plätzen wie angenagelt.

Evita zog jetzt beide Waffen. Schnell, glatt und sicher. »Das Haus ist eine Falle. Ich habe die Telefonleitungen zerstört. Im Keller hocken die drei Monster…«

»Und wo finden wir Theo?« fragte Sir James.

»Bei seinen Monstern, die ich gleich besuchen werde.«
»John Sinclair hat ihn verfolgt.«
»Das weiß ich, Sir. Wenn er nicht dumm ist, das wird er wahrscheinlich nicht sein, hat er ebenfalls den Weg in den Keller gefunden und steht den Monstern gegenüber. Ich werde ihnen einen Besuch abstatten und den Rest erledigen.«
»Sie wollen töten«, sagte Sir James mit leiser Stimme. »Sie sind ein teuflischer Engel, eine Mörderin. Aber niemand tötet ohne Grund. Und mag das Motiv noch so widersinnig sein…«
»Stimmt, Sir.«
»Dann sagen Sie uns Ihr Motiv, Evita.«
»Ganz einfach, Sir – Rache!«
Der Superintendent zwinkerte mit den Augenbrauen. »Rache?« fragte er. »Wen wollen Sie rächen?«
»Das hätten Sie eigentlich herausfinden können. Erinnern Sie sich daran, was ich Ihnen von der Wahrsagerin erzählte, die dieses miese Schwein umgebracht hat?«
»Ja, das…«
»Gut.« Sie winkte ab. »Er kam in das Zelt und tötete sie. Aber er hatte einen Zeugen – mich. Nur sah er mich nicht. Doch ich, Sir James, bekam mit, wie meine Mutter starb. Verstehen Sie jetzt?« brüllte sie durch die Halle. »Ich bin die Tochter. Meine Mutter hieß ebenfalls Tijon. Es war dunkel, er hat mich nicht sehen können. Ich hielt mich zudem versteckt, und da bekam ich alles mit – alles.«
Sir James schloß sekundenlang die Augen und lauschte seinem eigenen Herzschlag nach. »Jetzt ist mir einiges klargeworden«, sagte er mit kaum verständlicher Stimme. »Nun weiß ich, was in Ihnen vorgeht. Rache.« Er nickte. »Sie wollen Ihre Rache.«
»Ja!« knurrte sie fast. »Lange genug habe ich darauf warten müssen, nun ist die Zeit vorbei. Durch meine Botschaften habe ich ihm seinen Tod angekündigt, obwohl er sich mit dem Teufel verbündet hat. Die Hölle mag ihm manches gegeben haben, aber sie hat ihm eines nicht genommen, die Angst, Sir James. Die heiße, würgende Angst. Die ist geblieben, und sie wird sich, wenn ich vor ihm stehe, zur Todesangst steigern. Er wird bibbern, jammern und versuchen, den Höllenfürsten als Helfer zu bekommen. Das alles wird ihm nichts nutzen, weil ich schneller und stärker bin, viel stärker sogar. Mein Plan ist gereift.«
»Vielleicht«, kommentierte Sir James, »aber ist er auch so reif, um gegen drei wilde Monstren anzukommen? Theo wird sich nicht persönlich wehren. Wie Sie schon sagten, er besitzt einen guten Schutz.«
»Stimmt.«
»Sie wollen es trotzdem wagen?«
»Natürlich, denn Sie vergessen eines, Sir James. Die Überraschung

habe ich auf meiner Seite. Theo Aldridge hat jeden in Verdacht, ihm an den Kragen zu wollen. Aber glauben Sie etwa, er würde mich verdächtigen? Er ist hinter mir her, er will etwas von mir. Nur habe ich ihn nicht an mich herankommen lassen. Ich konnte ihn hinhalten, ich habe ihn…«

»Ja, es ist gut. Wir verstehen Sie.«

Evita lächelte. »Ein Problem habe ich allerdings.« Etwas lässig hob sie die Hände mit den Waffen. »Und dieses Problem sind Sie. Drei Zeugen, ich gehe davon aus, daß sie mich jagen werden, deshalb bin ich gezwungen, reinen Tisch zu machen.«

»Heißt das…?«

»Ja, Sir James. Bevor ich in den Keller gehe und mich umschaue, werde ich Sie töten. Exekutieren. Sorry, Sie haben mir nichts getan, doch wenn ich hier fertig bin, hinterlasse ich nur Tote!«

Die Worte hatten Sir James bleich werden lassen. Seinen beiden Jagdfreunden erging es nicht anders.

Plötzlich fing Sir Winston an zu lachen. »Aber das ist doch Wahnsinn. Sie können uns doch nicht einfach umbringen.«

»Was meinen Sie, was ich alles kann.« Evita stand günstig. Sie konnte die drei Männer im Auge behalten. »Es wird mich keiner von Ihnen aufhalten können.« Mit einer Waffe deutete sie auf Sir James, die andere Mündung wies auf die anderen Jäger.

»Hoch mit euch!«

Der Befehl war klar und verständlich gegeben worden, doch die Männer zögerten. Sir James wußte, daß es jetzt verdammt eng wurde. Den anderen war es auch klar, nur steckte in ihnen bereits die Panik, der Beginn der Todesangst, während der Superintendent noch über einen Ausweg nachgrübelte.

Sir Arthur wollte etwas sagen. Er hatte kaum den zitternden Mund geöffnet, als Evita feuerte.

Eine Daumenbreite vom Gesicht des Mannes entfernt hackte die Kugel in die Wand, riß dort ein Loch und sorgte dafür, daß feiner Putz aufstäubte. Sir Arthur wurde zur Mumie. So starr und bleich blieb er auf dem Stuhl hocken.

»Die nächste Kugel wird dich töten, Dürrer. Und gib nur acht, daß du nicht aus Versehen deine Jagdflinte berührst. Das könnte nämlich noch einmal ins Auge gehen.«

»Ja, ja, schon gut.« Sir Arthur zitterte wie Papier im Wind. Er war am Ende der Nervenkraft angelangt, wie auch Sir Winston.

Hochrot im Gesicht hockte er auf dem Stuhl. Sein Blick flackerte, er hatte große Mühe, überhaupt mit sich zurechtzukommen. Das Zittern war nicht einmal allein durch seine Angst zu erklären.

Sir James machte sich große Sorgen um ihn. Er wußte, daß das Herz seines Jagdfreundes nicht ganz in Ordnung war. Einen kleinen Infarkt

hatte er bereits gehabt, einen zweiten würde er kaum ohne ärztliche Hilfe überstehen.

»Steht auf, verdammt!«

Sir James erhob sich. Er sprach aber gleichzeitig für seinen Jagdfreund. »Seien Sie etwas gnädig, Evita. Sir Winston ist schwer herzkrank. Er wird es nicht überstehen.«

Sie warf dem Superintendenten einen Blick zu. Ihre Augen wirkten durchsichtig. »Na und?« flüsterte sie. »Was geht mich das an? Die Zeit für ihn ist abgelaufen. Ob er an einem Herzschlag stirbt oder an einer Kugel…«

»Sind Sie überhaupt noch ein Mensch?«

Evita kam vor. Zwei Waffen hielt sie fest. Die Mündung der linken zeigte zu Boden, den rechten Arm aber hielt sie ausgestreckt. Sir James starrte in die Öffnung und spürte sie drei Sekunden später an seiner linken Schläfe.

Sie war eiskalt…

»Na?« flüsterte Evita, »was ist das für ein Gefühl, Bulle? Hast du selten erlebt, wie?«

»Ja, verdammt, ich…«

»Hört zu, ihr beiden«, wandte sie sich an die Sitzenden. »Wenn ihr nicht in zwei Sekunden mit euren fetten Ärschen hochgekommen seid, zerblase ich eurem Freund hier den Schädel. Ist das ein Wort?«

Sir Winston saß schon nicht mehr gerade. Er hatte die Beine ausgestreckt und sich mit dem Rücken fest gegen die Lehne gepreßt. Noch immer zeigte sein Gesicht die unnatürliche Röte. Schweißperlen lagen auf seiner Stirn. Er atmete heftig, wie jemand, der kurz vor dem Exodus steht.

»Er kann doch nicht«, flüsterte Sir Arthur.

»Dann hilf ihm doch!«

Sir Arthur nickte. »Ja!« keuchte er. »Ja, es ist gut. Ich werde ihm auf die Beine helfen.«

Der Druck der Mündung blieb. Sir James und Evita schauten zu, wie sich Sir Arthur um den Mann bemühte. Er mußte all seine Kraft einsetzen, um Sir Winston vom Stuhl hochzubekommen.

Von allein stehen, das konnte der Mann nicht. Er brauchte die Unterstützung seines Freundes. Schwankend hatte er sich, hingestellt, das Gesicht verzogen, als würden Schmerzwellen seinen Körper erschüttern.

»Und du, Oberbulle, gehst jetzt zu deinen Kumpanen und stellst dich zu ihnen.«

»Es ist gut.«

Sir James setzte sich in Bewegung. In seinem Gesicht rührte sich kein Muskel. Es war ebenso starr wie der Blick, den er auf seine beiden Freunde gerichtet hielt.

Sir Arthur schaute ihm voller Angst entgegen, der dritte nahm nichts mehr wahr. Er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und konnte von seinem Jagdfreund kaum noch gehalten werden.

»Warte, Arthur, ich helfe dir.« Sir James baute sich links von dem Angeschlagenen auf. Er faßte ihn unter und merkte trotzdem dessen schweres Gewicht. Normalerweise wäre Sir Winston längst zusammengebrochen.

Evita nickte. »Well«, sagte sie und zielte mit beiden Waffen auf die drei Männer, »wer soll euch jetzt noch vor dem Tod bewahren können? Niemand, glaube ich...«

***

Ich hatte die Formel gesprochen und mich damit gegen die Macht der Hölle angestemmt.

Der Teufel haßte das Kreuz, seine Diener wurden ebenfalls von ihm abgestoßen, und die verfluchten Monstren steckten voll mit teuflischer Magie, die ich nur so austreiben konnte.

Mein Kreuz reagierte wie immer.

Der Lichtschein überflutete den Keller wie eine gewaltige Welle.

Plötzlich war nichts mehr zu sehen. Keine Umrisse, keine Monstren, auch nicht Theo Aldridge.

Selbst ich war blind, aber ich spürte die Energie des Lichts, des Guten, und das gab mir Hoffnung.

Wie lange dieses Strahlen stand, konnte ich nicht sagen, weil die Zeit nicht mehr zählte.

Irgendwann – nach drei oder fünf Sekunden – brach das strahlende Licht zusammen.

Nur das normale brannte, und es reichte aus, um erkennen zu können, was geschehen war.

Die Monstren gehörten zu den niederen, den tumben Dämonen, ohne Raffinesse und Schläue. Sie waren den Strahlen schutzlos ausgeliefert worden, und meine Aktivierung hatte bei ihnen gewirkt wie ein magisches Feuer, das in sie hinein- und sie auch leerbrannte.

Noch standen sie, aber das Knirschen, das durch den Keller schwang, war Musik in meinen Ohren.

Ihre Haut glänzte längst nicht mehr. Sie war stumpf wie alter Lack geworden, hatte die ersten Risse bekommen, aus denen Asche hervorwölkte. Dann fielen sie zusammen.

Zu dritt, wie es sich für Drillinge gehörte. Mir kam es vor, als hätte man aus ihnen die Luft herausgelassen. Ineinander brachen sie.

Schwarzer Kohlenstaub trieb wolkenartig durch den Keller. Mehr blieb von ihnen nicht zurück.

Wenn es doch nur immer so leicht wäre, widerliche Mordmonster zu vernichten. Das hier war jedoch ein Ausnahmefall. Normalerweise

bekam ich wesentlich mehr Schwierigkeiten mit meinen dämonischen Gegnern, die mir oft genug das Leben zur Hölle machten.

Um die mörderischen Drillinge brauchte ich mich nicht mehr zu kümmern. Was jahrelang auf magische Art und Weise aufgebaut worden war, hatte innerhalb von Sekunden sein Ende gefunden.

Doch es gab noch Theo!

Ihn hatte ich nicht gesehen, auch jetzt nicht, wo das normale Licht brannte.

Er hatte, wenn mich nicht alles täuschte, bei meinem Ruf vor den drei Monstern gestanden, aber dort, wo sie zusammengebrochen waren, stand er nicht mehr.

Wo konnte er stecken?

War er bewaffnet gewesen? Ja, bei seinem Weglaufen aus der Halle hatte er ein Jagdgewehr bei sich getragen. Die Ladungen waren nicht nur für Enten tödlich, auch für Menschen.

Ich hatte das Kreuz wieder in die Tasche gesteckt und statt dessen die Beretta gezogen. Mit zwei langen Schritten erreichte ich das Weinregal und preßte mich mit dem Rücken dagegen. Hier stand ich etwas im Schatten und konnte auch relativ gut in den Keller hineinschauen.

Meinen eigenen Atem hatte ich unter Kontrolle bekommen, so konnte ich mich auf die anderen Geräusche konzentrieren.

Auf Schritte möglicherweise…

Wo schlich er herum? Oder wollte er mit mir einen reinen Nervenkrieg anfangen?

Ich wartete noch. Schaute nach rechts, nach links, ließ mehr als eine halbe Minute vergehen.

Sollte ich mir die Zeit nehmen und den Keller durchsuchen? Oder hatte er es geschafft, aus diesen unterirdischen Räumen nach oben in die Eingangshalle zu fliehen, wo drei ahnungslose Männer warteten?

Der Gedanke daran gefiel mir überhaupt nicht. Je mehr ich mich damit befaßte, um so schneller wollte ich den Keller verlassen. Es war riskant, auf die Treppe zuzulaufen. Zudem wußte ich nicht, wo sich der Lichtschalter befand.

Auch auf meiner Stirn lag ein dünner Schweißfilm, für mich ein Zeichen, daß auch ich Nerven hatte und kein Roboter war.

Ich lief los, rannte – da fiel ein Schuß.

Von der linken Seite her, fast im rechten Winkel zu mir. Ich hatte glücklicherweise das Aufblitzen des Mündungsfeuers gesehen und hechtete dem Boden entgegen.

Theo hätte mich abgeknallt wie die armen Enten, doch die Ladung aus Schrot jagte über meinen Körper hinweg. Das meiste davon hämmerte in das Weinregal und zerstörte dort nicht wenige Flaschen.

Ich hörte das Prasseln der Schrotkörner innerhalb der platzenden Weinflaschen. Die Flüssigkeit – zumeist Rotwein – strömte hervor wie

dünnes Blut.
Auch mich hatten einige Schrotkörner erwischt, an verschiedenen Stellen trat Blut hervor, dennoch bewegte ich mich auf dem Boden liegend. Ich rollte herum, zog die Beine an, sprang geduckt auf und feuerte in die Richtung, aus der das Mündungslicht für einen winzigen Moment aufgeflammt war.
Zwei Kugeln jagte ich aus dem Magazin.
Ich hörte ihn schreien. Mit einer derartigen Reaktion meinerseits hatte Theo wohl nicht gerechnet. Er mußte getroffen worden sein und war auch getroffen.
Er kam vor.
Nein, er ging nicht, er taumelte, schwankte auch von einer Seite zur anderen, als wären seine Arme mit schweren Gewichten behängt worden. Wo ihn eine oder beide Kugeln erwischt hatten, konnte ich noch nicht sehen, aber er war nicht mehr bewaffnet.
Das Gesicht glich einer Pferdegrimasse. Dieser Mann würde mir nicht mehr gefährlich werden.
Ohne schußbereite Beretta ging ich ihm entgegen und stützte ihn.
Jetzt sah ich die Wunde. Die Kugel mußte irgendwo zwischen der rechten Schulter und dem Brustbein stecken.
Nichts Lebensgefährliches, falls er früh genug in ärztliche Behandlung kam. Dafür mußten wir aber nach oben.
»Können Sie gehen?« fragte ich.
»Verdammt, ich…«
»Kommen Sie, Theo! Das hätten Sie sich alles ersparen können.«
An der nicht verletzten Körperseite stützte ich ihn ab und ging mit ihm der Treppe entgegen.
Ich wollte den normalen Ausgang nehmen und hoffte, daß der Verletzte die Strecke noch schaffte.
Auf der zweiten Stufe stemmte er sich gegen meinen Griff und blieb stehen. »Verdammt, Sinclair!« keuchte er, »wie haben Sie das geschafft? Wie haben Sie die Monster vernichten können?«
»Es gibt da gewisse Methoden…«
»Aber sie waren mit der Kraft des Teufels ausgestattet!« schrie er die Stufen hoch.
»Auch der Satan ist nicht allmächtig. Zum Glück. Und jetzt kommen Sie weiter. Wir haben es bald hinter uns!«
Wahrscheinlich würde er nie in seinem Leben darüber hinwegkommen. Mir war es egal. Ich ließ ihn nicht los und zog ihn weiter die Stufen hoch, auch wenn er hin und wieder über eine Kante stolperte und ich nachgreifen mußte.
Das Licht erreichte auch die Kellertür. Sie war ziemlich breit und sah auch stabil aus.
Mit der freien Hand drückte ich die Klinke nach unten und konnte

die Tür aufstoßen.

Wir befanden uns in einem Bereich des Hauses, der mir noch unbekannt war. »Wohin jetzt?« fragte ich.

»Geradeaus.«

Vor uns öffnete sich ein Flur. Er sah wenig einladend aus. An manchen Stellen zeigte die Tapete Stockflecken. Das änderte sich, als wir in den Bereich der Halle gerieten.

Bisher ahnte ich nichts Böses, dann aber hörte ich den schrillen Frauenschrei und auch die Stimme. »Du verdammter Dreckskerl, du Miststück, du Simulant…«

Verdammt, das war Evita Tijon!

»Bleiben Sie hier, Theo«, sagte ich und lehnte ihn gegen die Wand.

Dann hetzte ich los…

***

Mit zwei Waffen in den Händen stand sie vor den drei Männern.

»Wer möchte die Kugel zuerst haben?« höhnte sie. »Na? Meldet sich jemand freiwillig von euch?«

Niemand gab ihr Antwort. Nur Sir James versuchte es. »Wollen Sie es sich nicht noch einmal überlegen, Miß Tijon? Denken Sie daran, der eine Mord reicht. Machen Sie es nicht noch schlimmer…«

»Halt ja die Schnauze, du Oberbulle.« Sie funkelte Sir James an.

»Aber ich habe mich entschieden. Ich werde dich umlegen. Ja, dich zuerst.«

Sie zielte genau.

Sir James und die beiden anderen besaßen nicht die Spur einer Chance. Während Arthur bibberte, stand Sir James da wie angewachsen. Hochaufgerichtet, wie es sich für einen Offizier – so sah er sich – gehörte.

Da passierte etwas anderes.

Sir Winston stöhnte plötzlich auf. Es war ein furchtbares Geräusch.

Die Zunge schlug aus seinem Mund, der Körper sackte zusammen, weil er noch einmal an Schwere zugenommen hatte.

Sir Arthur konnte ihn nicht halten, Sir James ebenfalls nicht. Ihr Jagdfreund sackte zu Boden, blieb dort auf dem Rücken liegen und lief im Gesicht blau an.

»Das ist der Infarkt!« keuchte Sir Arthur. »Verdammt, das ist er. Das muß er sein!«

»Ja, du hast recht.«

Evita schoß nicht. »Verdammt?« fragte sie und kam näher. »Was ist denn los?«

»Er hat einen Infarkt bekommen«, erklärte Sir James.

»Na und? Was stört es mich?« Sie blieb dicht vor den Männern stehen, die Mündungen der Revolver auf sie gerichtet.

»Seien Sie doch einmal menschlich!«

Da schlug sie zu. Ein hart angesetzter Schlag mit dem Lauf erwischte Sir James schräg im Gesicht, hinterließ eine rote Schramme und zerhämmerte ein Brillenglas. Glücklicherweise drangen keine Splitter in das linke Auge, aber die Brille rutschte von der Nase und prallte zu Boden.

Evita Tijon zitterte vor Wut. Sie stand unter einem unvorstellbaren Druck. Plötzlich brach es aus ihr hervor. Sie beschimpfte ausgerechnet den, der für seinen Zustand nichts konnte.

»Du verdammter Dreckskerl, du Miststück, du Simulant!« Ihre Stimme kippte fast über.

Sie hob sogar den rechten Fuß, um zu treten, doch Sir James hielt dagegen. Er konnte es nur schwach erkennen, aber er wußte auch so Bescheid. »Sind Sie denn wahnsinnig?«

»Bulle!« keuchte sie und drückte die Mündung gegen das Kinn des Superintendenten. »Halt dich da raus, du Hund! Du verfluchter…!«

»Schon gut, Evita, schon gut. Tun Sie, was Sie nicht lassen können!«

Sie nickte heftig. »Das werde ich auch.« Dann sprang sie zurück, um eine bestimmte Schußposition zu erreichen.

Den linken Arm ließ sie baumeln, der rechte reichte ihr, und den hob sie an.

Im nächsten Augenblick spürte sie den Druck einer Mündung genau im Nacken.

Sie wurde zu Eis!

»Ich bin immer schneller«, sagte eine scharfe Stimme.

***

Wieder einmal hörte ich, wie jemand meinen Namen nicht aussprach, sondern jaulte.

»Sinclaiiir…«

»Ja, ich bin es. Und jetzt wird nicht geschossen, Gnädigste.«

»Verdammt, du hast…«

»Laß die Kanonen fallen, aber schnell!« Bei dieser Frau durfte ich mich auf keine Kompromisse einlassen. Ich brauchte nur Sir James anzusehen, um zu wissen, wie brutal sie handelte.

»Mach schon!«

»Okay, Sinclair, okay. Nur keine Panik.« Zuerst fiel der Revolver aus ihrer rechten Hand, dann war der linke an der Reihe. Beide Revolver blieben neben ihr liegen. Für meinen Geschmack zu dicht bei dieser Frau, deshalb kickte ich sie weg.

Und jetzt fragte sie.

»Werden wir uns unterhalten. Gehe ich recht in der Annahme, daß Sie die Drohungen geschrieben haben?«

»Klar, Bulle, das habe ich.« Sie spie zu Boden. »Und ich habe auch

den Kerl umgebracht, dessen Beine du gesehen hast.«

Über die Gründe wollte ich sie später befragen. Zunächst einmal mußte die Wahnsinnige aus dem Verkehr gezogen werden. Ich ging einen Schritt zurück, weil ich eine gewisse Distanz zu ihr brauchte.

»Legen Sie die Hände auf den Rücken!«

Evita lachte. »Willst du mir Handschellen anlegen?«

»Sehr richtig.« Mit der freien Linken hatte ich bereits die stählerne Acht, die ich immer bei mir trug, vom hinteren Gürtel losgelöst.

Sie gehorchte mir. Ich ließ eine Rundung aufschnacken und faßte ihre linke Hand an.

Im gleichen Augenblick wurde auch ich überrascht. Nicht von Evita Tijon, nein, jemand anderer betrat die Bühne, als wäre er von einem Regisseur geschickt worden.

Theo Aldridge. Er hatte sich hart zusammenreißen müssen, um es zu schaffen.

Auf unsicheren Beinen torkelte er in die Halle, sah uns und auch Evita Tijon.

»Da bist du ja!« brüllte er. »Du verfluchte…«

Sie schrak zusammen. Die Stimme mußte bei ihr so etwas wie eine Initialzündung ausgelöst haben, anders konnte ich mir ihre fast wahnsinnig anmutende Reaktion nicht erklären.

Meine auf sie gerichtete Beretta ignorierte sie völlig. Mit einem gewaltigen Sprung warf sie sich nach rechts, genau dorthin, wo einer ihrer Revolver lag.

Und den bekam sie zwischen die Finger. Wie eine Katze bewegte sich die Frau. Unheimlich schnell und geschmeidig. Sie rollte herum, den Revolver im Anschlag und auf Theo zielend.

»Nein!« brüllte ich, »nicht!«

Sie schoß und lachte.

Und sie traf den Mann, der sich kaum auf den Beinen halten konnte und an der Wand entlang nach unten sackte. Es war furchtbar, denn mehrere Kugeln erwischten ihn, bevor ich mich überwinden konnte und auf die Frau zielte.

Meine Silberkugel hämmerte in ihren Schußarm. Die Wucht des Treffers schleuderte ihn gegen den Boden, wo die Hand nicht mehr die Kraft besaß, die Waffe zu halten.

Sie rutschte ihr aus den Fingern und so weit weg, daß sie den Revolver nicht mehr erreichen konnte.

Aufgeben wollte sie nicht. Schreiend und mit blutendem Arm kroch sie auf die zweite Waffe zu.

Diesmal war ich schneller. Trotz ihrer Verletzung mußte ich sie mit Handschellen fesseln.

»Ich habe meine Mutter gerächt!« brüllte sie dabei. »Theo Aldridge ist tot! Ich habe sie gerächt!«

Ich begriff nichts. Es war auch nicht wichtig, denn ich mußte mich überzeugen, ob Theo tatsächlich nicht mehr lebte.

Er war tot.

Mehrere Schüsse hatten ihn erwischt. Zusammengerollt lag er auf dem Boden. Über ihm an der Wand zeichnete sich noch ein rotes Muster ab.

Meine Gesichtszüge waren hart, ich selbst bleich wie der Tod und versehen mit einer Gänsehaut, als ich auf meinen Chef zuging, der ohne Brille kaum etwas sehen konnte. Aber er hatte meinen Umriß erkannt. »Mein Gott, John, welch ein Grauen!« flüsterte er.

»Ja, Sir, da sagen Sie was.«

»Bitte, kümmern Sie sich um Winston.«

»Natürlich.« Ich bückte mich und untersuchte den Mann. Viel Hoffnung hatte ich nicht, und das sollte sich bestätigen.

Sir Winston war tot.

»Es tut mir leid«, sagte ich, als ich aufstand. »Aber er hat es nicht überstanden.«

»Sein Herz war zu schwach, John. Diesen Psycho-Terror konnte es nicht aushalten.«

Evita Tijon aber sprach vor sich hin. Sie redete, als würde ihre Mutter neben ihr stehen. Dann lachte sie mal völlig unkontrolliert und begann auch zu singen.

Ein schwermütig klingendes Totenlied.

Ich glaubte nicht daran, daß diese Frau hinter Zuchthausmauern verschwinden würde. Ein Platz in der psychiatrischen Klinik war ihr sicher.

Telefonieren konnte ich von hier unten nicht, aber mein Rover war mit einem Telefon ausgestattet. Als ich zur Tür ging, trat mir Sir Arthur in den Weg. Weinend drückte er mir beide Hände.

Die Verbindung war schlecht, aber ich konnte über den Notruf Kollegen alarmieren.

Sie trafen eine Viertelstunde später ein. Da stand ich wieder in der Halle und hatte von meinem Chef den Rest der Geschichte erfahren.

Die Beamten wollten kaum glauben, was sie sahen. Mit kalkweißen Gesichtern schlichen sie umher.

Die Mordkommission wurde alarmiert, und ich ging mit zwei Leuten dorthin, wo meiner Ansicht nach noch ein Toter liegen mußte.

Wir fanden den Mann namens Falsett im dichten Unterholz. Erst jetzt ließ auch bei mir die Spannung nach. Ich stellte fest, daß ich an einigen Punkten des Körpers blutverschmiert war. Dort hatten mich die Schrotkörner erwischt.

Der Doc der Mordkommission würde mich verarzten.

Mittlerweile war die Sonne versunken. Die ersten, dünnen Nebelschwaden woben ihr Gespinst über das Land. Wie Leichentücher,

dachte ich. Und nichts anderes hätte besser zu dem Ort des Schreckens gepaßt, als dieser herbstliche Nebel.

Später führten die Kollegen der Mordkommission Evita Tijon ab.

Sir James hatte aus seinem Gepäck die Ersatzbrille geholt, ein Nickelgestell mit zwei Gläsern.

Wir schauten zu, wie die Frau in den Kastenwagen gedrückt wurde. In der Tür drehte sie sich um.

Sie schaute uns an und lachte schrill. Dann hämmerte ein Beamter die Tür zu.

Sir James legte mir die Hand auf die Schulter. »Ich werde einen Wagen und einen Fahrer kommen lassen, der uns nach London bringt. Für Ihren Rover wird gesorgt werden. Mich hält hier nichts mehr.«

»Fragen Sie mich mal, Sir…«

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 550 »Der Heimkehrer«